

Zeit & Schrift

1 • 2026



*Gebet in der
Gemeinde*

Rechts und links

Editorial

- 3** **Das Evangelium nach Jürgen Habermas**
Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Gesetz und Gnade (3)**
Horst von der Heyden

Bibel im Alltag

- 16** **König Amazja – einer, der Gott mit geteiltem Herzen diente**
Israel Gualteros · Philip Nunn

Gemeinde

- 18** **Vom Vaterunser zum »Vatermein«?**
Andreas Blings

Evangelisation

- 24** **Was darf das Evangelium kosten?**
Wolfgang Vreemann

Aktuelles

- 28** **Kritisches zu rechts und links**
Jochen Klein

Vor-Gelesen

- 35** **John Lennox: Freund Gottes**
Jochen Klein

Die Rückseite

- 36** **Denen, die Gott lieben ...**
Joël Prêtre

Zeit & Schrift

29. Jahrgang 2026

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden (Burbach)
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider (Gießen)
E-Mail: schneid9@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Layout:

Wolfgang Schuppener (Vorlage)
Michael Schneider

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com,
chatgpt.com, grok.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 10 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Das Evangelium nach Jürgen Habermas

Am 14. März ist der wohl bekannteste und einflussreichste deutsche Philosoph der Gegenwart, Jürgen Habermas, im Alter von 96 Jahren verstorben. Der »Frankfurter Schule« entstammend und politisch eher links orientiert, bezeichnete er sich zeitlebens als »religiös unmusikalisch«, wandte sich jedoch im Alter vermehrt religionsphilosophischen Fragen zu. In seinem zweibändigen Werk *Auch eine Geschichte der Philosophie* (Berlin 2019) findet sich eine Passage, die das paulinische Evangelium brillant zusammenfasst:

»Im Mittelpunkt steht der bahnbrechende Gedanke, dass Gott mit dem stellvertretenden Opfer seines Sohnes der tätigen, aber aus eigener Kraft ohnmächtigen Reue der sündigen Menschheit zuvorkommt: »Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.« (Röm 5,8) Die Notwendigkeit für dieses unverdiente »Zuvorkommen« Gottes ergibt sich aus dem Umstand, dass die Menschen zu tief in Sünde verstrickt waren – viel zu tief, um auf Vergebung hoffen zu können, wenn Gott nur eine gerechte Abwägung ihrer eigenen Leistungen vornehmen würde. Es ist der in der Bibel selbst beschriebene heillose Verlauf der Geschichte des jüdischen Volkes, die den Juden Paulus in die prophetischen Worte einstimmen lässt: »Es gibt keinen, der gerecht ist, auch nicht einen; es gibt keinen Verständigen, keinen, der Gott sucht. Alle sind abtrünnig geworden, alle miteinander taugen nichts. Es gibt keinen, der Gutes tut, auch nicht einen Einzigen.« (Röm 3,10–12) Die von der adamitischen Erbsünde gezeichnete, in Sünde verstrickte Menschheit ist auch dort,

wo sie unter dem Gesetz lebt, so schwach, dass sie der Vergebung aus Gnade bedarf. Während das Alte Testament Gehorsam gegenüber den mosaïschen Gesetzen verlangt, überfordern die weiterreichenden Grundsätze der christlichen Liebesethik, das heißt Feindesliebe und unbedingte Vergebungsbereitschaft, die menschlichen Kräfte erst recht. Selbst der religiöse Virtuose versagt vor ihnen und ist auf die Gnade Gottes angewiesen. Daher konnte die Menschheit nur durch die Selbsthingabe Gottes gerettet werden, und darin besteht die Verheißung des Kreuzestodes: »Umsonst werden sie gerecht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus.« (Röm 3,24) Wenn aber die gnadenbedürftigen Menschen derart »unter der Herrschaft der Sünde stehen« (Röm 3,9), muss sich auch das Verhältnis von Gesetzesgehorsam und Glaubensstreue verändern. »Glaubensgerechtigkeit«, und das ist die allein durch den Glauben an den gnädigen Gott zu erhoffende Rechtfertigung, erhält absoluten Vorrang vor der Werkgerechtigkeit. Und damit verändert sich auch der Heilsweg selbst: »Dass aber durch das Gesetz niemand vor Gott gerecht gemacht wird, ist offenkundig; denn: Der aus Glauben Gerechte wird leben.« (Gal 3,11)« (Bd. 1, S. 506f.)

Leider hatte Habermas diese »ganz und gar originelle Gnadenkonzeption des Glaubens an den Sühnetod Christi« zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung nur intellektuell verstanden, aber nicht im persönlichen Glauben ergriffen. Bleibt zu hoffen, dass sich dies in seinen letzten Lebensjahren noch geändert hat!

Michael Schneider

IN EIGENER SACHE

Ziemlich genau 10 % der Bezieher von *Z & S* haben auf unsere Bitte in Heft 4/2025 reagiert: einer von zehn! Die Menge der Rückantworten ist also nicht gerade überwältigend. Das kann durchaus sehr verschiedene Gründe haben, manchmal ist es einfach nur Vergesslichkeit.

Von denen, die reagiert haben, möchten nahezu alle, dass *Z & S* weiter erscheint, und haben sich für ein entsprechendes Abo ausgesprochen. Ob es dazu dann auch dauerhaft kommen kann, hängt davon ab, wie viele unserer Bitte um ein Votum noch nachkommen werden.

Vorerst allerdings können wir das Heft in der bisherigen Weise herausgeben – was an den Spenden liegt, die aufgrund der Informationen in Heft 3/2025 eingegangen sind. Auch auf diesem Weg ein herzliches Dankeschön allen Spendern!

Die Redaktion

Gesetz und Gnade (3)

Dialog auf dem Berg Sinai

Gott: »... und bedenke, Mose, koche nie das Böcklein in der Milch seiner Mutter. Das ist ein Gräuel.«

Mose: »Oh! Du sagst also, man soll milchig und fleischig nie zusammen essen?«

Gott: »Nein, was ich sage, ist, dass man das Böcklein nie in der Milch seiner Mutter kochen darf.«

Mose: »O Herr, vergib mir meine Ignoranz. Du sagst, dass wir sechs Stunden nach dem Genuss von Fleisch warten sollen, bis wir milchig essen, damit beides nicht gleichzeitig im Magen ist?«

Gott: »Nein, Mose, hör mir zu. Ich sage, koche niemals das Böcklein in der Milch seiner Mutter.«

Mose: »O Herr, bitte richte mich nicht für meine Dummheit. Du meinst, wir sollen separates Geschirr für Milchiges und Fleischiges haben? Und wenn wir einen Fehler machen, sollen wir das Geschirr draußen verbrennen?«

Gott: »Mach, was du willst, Mose ...«¹

Ein jüdischer Witz in *Zeit & Schrift*? Und dazu noch ein Witz, in dem Gott despektierlich verulkt wird? Zumindest Letzteres liegt mir völlig fern. Und nicht nur mir: Auch jüdische Rabbinen, denen ein ausgeprägter Sinn für Humor nachgesagt wird, beabsichtigen in der Regel nicht die Herabwürdigung Gottes, ganz im Gegenteil. Worum es ihnen in vielen tiefsinnigen und hintergründigen Anekdo-

ten geht, ist der Appell zur Selbstreflexion. Insofern sind rabbinische Witze auch eine literarische Form der Selbstkritik. In diesem Sinn also beginnt dieser Text mit einem solchen Scherz. Und weil man, um seinen Hintergrund zu verstehen, etwas von der mosaischen Gesetzgebung verstehen muss, wird später im Text noch einmal auf diese Anekdote eingegangen.

Die mosaische Gesetzgebung

Die Tora entstand im Wesentlichen durch Diktat. Siebenmal bestellte Gott seinen Diener Mose auf den Berg, um ihm dort die Weisungen zu diktieren, die er dann »zum Gedächtnis in ein Buch« aufschreiben sollte (2Mo 17,14). Dabei ist natürlich nicht an ein Buch im heute üblichen Sinn zu denken, sondern an eine Buchrolle, die aus aneinandergelassenen Papyrusstreifen gefertigt und mit Tinte und Rohrfeder beschrieben wurde.

Die zehn Gebote, das moralische und rechtliche Fundament der gesamten mosaischen Gesetzgebung, hatte Gott dagegen selbst aufgeschrieben. Dadurch erfuhren diese »zehn Worte« naturgemäß eine ganz besondere, eine göttliche Autorität. Und er hatte sie auch nicht auf Papyrus geschrieben, sondern auf zwei steinerne Tafeln – und zwar mit seinem Finger: »*Und er gab Mose, als er auf dem Berg Sinai mit ihm ausgereedet hatte, die zwei Tafeln des Zeugnisses, Tafeln aus Stein, beschrieben mit dem Finger Gottes*« (2Mo 31,18).

Unser Leben als Bundesbürger wird durch eine Vielzahl von Gesetzen geregelt. Wenn wir von Gesetz sprechen, meinen wir in der Regel eine Rechtsvorschrift (z.B.



¹ <https://judentum-projekt.de/geschichte/ostjudentum/witz/index.php> (Rechtschreibung korrigiert).



das Grundgesetz oder das Bürgerliche Gesetzbuch), die ihrerseits aus vielen Einzelnormen (Paragrafen oder Artikeln) besteht. Im Juni 2024 gab es auf Bundesebene 1797 Gesetze mit insgesamt 52 401 Einzelnormen,² die wiederum fein säuberlich strukturiert sind in Paragraphen, Absätze, Sätze, Nummern und Buchstaben.

Die Tora ist damit nicht vergleichbar! Sie ist kein einheitlicher, in Paragraphen und Absätze strukturierter Gesetzestext. Sie ist eher eine Sammlung von Gesetzesblöcken, die dem Gottesvolk – beginnend mit den zehn Geboten – in verschiedenen Situationen seiner Wüstenwanderung gegeben wurden. Unmittelbar nachdem Gott mit dem von ihm selbst geschriebenen Dekalog die »Grundrechte« des Bundes eröffnet hatte, fügte er mit dem sogenannten Bundesbuch (2Mo 20,22 – 23,33) die ersten »Ausführungsbestimmungen« hinzu. Dem folgte der »Bund vom Sinai«: Mose war vom Berg herabgestiegen »und berichtete dem Volk alle Worte des HERRN und alle Rechte; und das ganze Volk antwortete mit einer Stimme und sprach: Alle Worte, die der HERR geredet hat, wollen wir tun« (2Mo 24,3). Nach dieser feierlichen Zustimmung schrieb Mose alle Worte Jahwes auf. Und nachdem er alles niedergeschrieben hatte, nahm er »das Buch des Bundes und las es vor den Ohren des Volkes; und sie sprachen: Alles, was der HERR geredet hat, wollen wir tun und gehorchen« (2Mo 24,7). Das Volk wollte tun und gehorchen!

Der Vorsatz war da, das Versprechen sicher ehrlich gemeint – allein die Umsetzung missglückte gründlich: Gerade einmal 40 Tage

nach dem feierlich bestätigten Bundesschluss machte das Volk sich ein goldenes Kalb und opferte diesem Brand- und Friedensopfer. Als Mose die Situation erfasste, zerschmettete er die beiden Steintafeln, die er vom Berg kommend ins Lager getragen hatte – ein Akt von offenbar ganz besonderer Bedeutung und Tragweite. Jedenfalls wird dies durch die wiederholende Beschreibung ausdrücklich hervorgehoben: »die zwei Tafeln des Zeugnisses« waren »beschrieben auf ihren beiden Seiten: auf dieser und auf jener Seite waren sie beschrieben. Und die Tafeln waren das Werk Gottes, und die Schrift war die Schrift Gottes, eingegraben in die Tafeln« (2Mo 32,15f.) – und die hatte Mose zerbrochen!

Nachdem die Leviten im Auftrag Moses ein hartes Strafgericht ausgeführt und die Israeliten ihre Tat bereut hatten, war es dann Gott selbst, der Mose aufforderte: »Haue dir zwei steinerne Tafeln aus wie die ersten, und ich werde auf die Tafeln die Worte schreiben, die auf den ersten Tafeln waren, die du zerbrochen hast« (2Mo 34,1). Mose gehorchte, hieb sich die beiden Tafeln zurecht, brachte sie zu Jahwe hinauf auf den Berg, und Jahwe schrieb noch einmal »auf die Tafeln die Worte des Bundes, die zehn Worte«. Die beginnen übrigens mit dem Gebot »Ich bin der HERR, dein Gott ... Du sollst keine anderen Götter haben neben mir« (2Mo 20,2f.) – genau dem Gebot, das die Israeliten zu halten versprochen und nach nur wenigen Tagen übertreten hatten. Der barmherzige Gott gab ihnen eine zweite Chance – und beschrieb mit seinem Finger die Tafeln ein zweites Mal.

² Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage der AfD-Fraktion (nach Google KI-Modus).

An dieser Stelle sei noch darauf hingewiesen, dass ein großer Teil der Anordnungen, die Jahwe in den 40 Tagen Mose diktiert hatte, sich auf den Bau der Stiftshütte bezogen. Denn er wollte nicht nur ihr Gott sein, er wollte selbst in der Mitte seines Volkes wohnen (2Mo 25,8). Dazu sollte ein »Zelt der Begegnung« erstellt werden, für das er Mose sehr detaillierte Anweisungen gegeben und das Muster gezeigt hatte, nach dem es gefertigt werden musste. In sieben langen Kapiteln (2Mo 25–31) werden die Bestandteile der Stiftshütte und deren Materialien penibel aufgelistet und beschrieben; ein deutlicher Beleg für Gottes Herrlichkeit und Heiligkeit.

In fünf weiteren Kapiteln (2Mo 35–39) wird dann davon berichtet, wie das Heiligtum entsprechend den dezidierten Vorgaben gefertigt und schließlich aufgebaut wurde. Dies erscheint insofern beachtenswert, als sich genau dazwischen, also in den Kapiteln 32–34, die Sünde mit dem goldenen Kalb ereignete, eine eigentlich unfassbare Entgleisung, die unter menschlichen Maßstäben wohl eher zum (endgültigen) Bruch der Beziehung geführt hätte, jedenfalls aber dazu, dass die Stiftshütte als Zelt der Begegnung nicht gebaut worden wäre. Dass Gott dennoch willens war, den Bau nicht zu unterbinden, um in der Mitte seines Volkes wohnen zu können, ist ein eindeutiger Beleg für seine Gnade und Barmherzigkeit.

Als nach einem guten Jahr die Stiftshütte aufgerichtet war, wurde sie von »der Wolke« bedeckt, »und die Herrlichkeit des HERRN erfüllte die Wohnung« (2Mo 40,34). Und

aus dieser Wohnung Gottes heraus (3Mo 1,1) gab Jahwe dann – über den Mittler Mose – weitere Anweisungen an sein Volk. Die mosaischen Gesetze stammen also nicht alle aus der Sinai-Offenbarung, sondern resultieren aus ganz verschiedenen Situationen im Laufe der Wüstenwanderung.

Der nächste größere Gesetzesblock, den Jahwe anordnete, galt dem Opferdienst (3Mo 1–7), der naturgemäß sehr eng mit dem Zelt der Begegnung verbunden war. Mit dem Opferdienst wiederum eng verknüpft waren die Anordnungen bezüglich der Priesterschaft (3Mo 8–9). Offenbar als Reaktion auf die Missachtung der Opfervorschriften – was zum unmittelbaren Tod der beiden Aaron-Söhne Nadab und Abihu geführt hatte – gab Gott weitere Anordnungen für einen ihm angemessenen Opferdienst (3Mo 10). Und weil nicht nur die Priester in würdiger Weise Gott dienen sollten, sondern auch das gemeine Volk in einer gottgemäßen Weise leben sollte, ging es in einem weiteren Gesetzesblock um die Heiligung des Volkes (3Mo 11–15). Ein weiterer regelte die Ordnung der Feste (3Mo 16).

Die Leser des Pentateuchs werden wahrscheinlich den Eindruck haben, dass die meisten der 613 Gesetze³ im 3. Buch Mose zu finden sind, zumal dort nur ausgesprochen selten über das »normale Leben« berichtet wird. Und tatsächlich hat man in Levitikus insgesamt 200 Einzelschriften gezählt – damit aber 80 weniger als in Deuteronomium, wo mit 280 Vorschriften fast die Hälfte aller Gebote verortet wird. Die Vertei-



3 Weil jüdische Rabbinen von dieser Gesamtzahl ausgehen (vgl. Z & S 3/2025, S. 7), soll sie auch hier und im Folgenden zur Quantifizierung beibehalten werden.



lung aller Gesetze über die fünf Bücher Mose (Tora) liefert folgende Tabelle:⁴

Buch	Gebote	Verbote	Gesamt
1Mo	1	0	1
2Mo	56	32	88
3Mo	98	102	200
4Mo	27	17	44
5Mo	126	154	280
	308	305	613

Auffällig ist, dass sich nach dieser Tabelle auch im 1. Buch Mose ein Gesetz befinden soll, obwohl die eigentliche Gesetzgebung doch erst am Sinai begann. Der Grund liegt darin, dass alle rabbinischen Schulen auch das Gebot der Beschneidung, das dem Patriarchen Abraham gegeben worden war, zum mosaischen Gesetz zählen.⁵

Es ist also nicht so, dass Jahwe seine Anordnungen sozusagen »in einem Atemzug« diktiert hätte. Sieht man von den Phasen ab, in denen Mose »auf dem Berg« war,⁶ wo Gott ihm die Gebote diktierte, entstanden die meisten von ihnen eher situationsbedingt während der Wüstenwanderung. Anlass konnten dabei besondere Probleme oder Ereignisse sein wie z. B. eine Gotteslästerung (3Mo 24,10–16), die mangelnde Reinheit bei der Feier des Passahfests (4Mo 9,6–14), die Übertretung des Sabbatgebots (4Mo 15,32–36) oder eine Unklarheit beim Erbrecht (4Mo 17,1–11), um nur einige zu nennen.

Am Ende seines Dienstes (und seines Lebens) versammelte Mose die Israeliten dann noch einmal, um ihnen die Geschichte Jahwes

mit seinem Volk in Erinnerung zu rufen. Dabei wiederholte er die einzelnen Gebote nicht nur, er legte sie auch oft aus und erweiterte sie zuweilen, was den Befund erklärt, dass das 5. Buch Mose die mit Abstand meisten Gebote enthält.

Jahwe hatte die Gebote diktiert, Mose hatte sie aufgeschrieben – und zwar alle! Darauf wird am Ende von Deuteronomium noch einmal ganz besonders hingewiesen: »Als nun Mose damit fertig war, die Worte dieses Gesetzes vollständig in ein Buch zu schreiben«, ordnete er an: »Nehmt das Buch dieses Gesetzes und legt es neben die Bundeslade des HERRN, eures Gottes, damit es dort ein Zeuge gegen dich sei« (5Mo 31,24.26). Die Gebote waren damit Bestandteil der Auserwählung, ihre Beachtung führte zu irdischem Segen. Deshalb gebot Mose den Israeliten, sozusagen als letzten Befehl, »den HERRN, deinen Gott, zu lieben, auf seinen Wegen zu wandeln und seine Gebote und seine Satzungen und seine Rechte zu halten, damit du lebst und dich mehrst und der HERR, dein Gott, dich segne in dem Land, wohin du kommst, um es in Besitz zu nehmen« (5Mo 30,16).

Tora she-bi-chtav und Tora schebe'al peh?

»In dem Land, wohin du kommst«, hatte Mose gesagt. Die Gebote, Satzungen und Rechte galten also vornehmlich für die Zukunft des Volkes, für seine Zeit im »gelobten Land«. Dort sollten sie die Grundlage des Gottesdienstes und des gesellschaftlichen Miteinanders sein. Aber reichten dafür 613 Vorschriften aus? Ist das Leben nicht viel komplexer, als dass es durch 613 Regeln erfasst und bestimmt

4 Die Tabelle wurde mit Hilfe von ChatGPT auf der Grundlage der Zählung von Maimonides, einem der bedeutenden Rabbinen des Mittelalters, erstellt. Andere Rabbinen kommen zu teilweise, aber nicht prinzipiell anderen Ergebnissen.

5 Dass andere rabbinische Schulen auch 1Mo 32,33 (Verzicht auf den Verzehr des Hüftmuskels) dazuzählen und andere sogar 1Mo 1,28 (»Seid fruchtbar und mehrt euch«), sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

6 Mose war wohl siebenmal auf dem Berg, dreimal dauerte der Aufenthalt jeweils 40 Tage.

7 Vereinfacht für »Schriftliche Tora« und »Mündliche Tora«.

werden könnte? Und müssten die nicht auf reale, aktuelle Situationen angepasst werden – und zwar immer wieder neu?

Die jüdische Tradition hat dieses Problem damit zu lösen versucht, dass sie davon ausgeht, dass Mose auf dem Berg nicht nur Gebote diktiert wurden, die er aufzuschreiben hatte – die uns geläufige Tora (die *tora she-bi-chtav*) –, sondern dass Jahwe seinem Diener außer den schriftlich fixierten auch noch weitere mündliche Vorschriften mitgeteilt habe (die *tora schebe'al peh*). Und die seien dann auch mündlich weitergegeben worden: »Mose empfing die Tora am Sinai und überlieferte sie an Josua, Josua an die Ältesten, die Ältesten an die Propheten, die Propheten an die Männer der Großen Synagoge ...«. So jedenfalls heißt es in der Mischna.⁸ Begründet wird diese mündliche Tora mit dem Verweis auf 2Mo 24,12: »Und der HERR sprach zu Mose: Steige zu mir herauf auf den Berg und sei dort; und ich werde dir die steinernen Tafeln geben und das Gesetz und das Gebot, das ich geschrieben habe, um sie zu belehren.«

Die mündliche Tora sollte nicht nur helfen, durch Interpretation und Auslegung die schriftliche im Alltag richtig zu verstehen und anzuwenden. Sie sollte darüber hinaus durch praktische Anweisungen und Ergänzungen ein gottgefälliges Leben ermöglichen. Über einen Zeitraum von etwa 1600 Jahren wurde die mündliche Tora von Generation zu Generation mündlich weitergegeben. Erst um etwa 200 n. Chr. wurden die mündlichen Überlieferungen der Rabbinen in der Mischna⁹ verschriftlicht.

Akribisch achteten die Rabbinen auf die korrekte Weitergabe und Beachtung der Tora, was allerdings nicht verhindern konnte, dass die Israeliten zuweilen ein Leben favorisierten, das losgelöst von der Tora oder sogar im Widerstreit zu ihr stattfand. Gott zeigte sich überaus gnädig und versuchte sein Volk auf vielfältige Weise zur Umkehr zu bewegen, was leider aber – wenn überhaupt – immer nur von temporärer Dauer war. Jahwes Strafe, vielfach angedroht, aber oft überhört oder ignoriert, blieb nicht aus: 722 v. Chr. wurde das Nordreich Israel in die Verbannung und gut 130 Jahre später auch das Südreich Juda in die babylonische Gefangenschaft geführt. Ein Gericht, das Gott schon durch Mose hatte ankündigen lassen – und das somit definitiver Bestandteil der schriftlichen Tora war: »Und mein Zorn wird an jenem Tag gegen es entbrennen, und ich werde sie verlassen und mein Angesicht vor ihnen verbergen; und es wird verzehrt werden, und viele Übel und Drangsale werden es treffen. Und es wird an jenem Tag sagen: Haben nicht darum diese Übel mich getroffen, weil mein Gott nicht in meiner Mitte ist?« (5Mo 31,16f.)

Schulen

Arnold Fruchtenbaum macht darauf aufmerksam,¹⁰ dass es unter den jüdischen Schriftgelehrten insbesondere infolge der babylonischen Gefangenschaft zu einer Bewegung kam, die das Ziel verfolgte, die Tora dadurch zu schützen, dass man einen »Zaun« um sie legte. Durch eine Vielzahl zusätzlicher Regeln und Vorschriften versuchte man fortan zu verhindern, dass die Gebote der eigent-



8 Pirke Avot 1,1 (Mischna), zitiert nach Nikodemus.AI

9 Mischna (»Wiederholung«) ist die erste schriftliche Sammlung der jüdischen Gesetzesüberlieferungen.

10 Arnold Fruchtenbaum: *Das Leben des Messias*, Düsseldorf (CMV) 2019, S. 150ff.



lichen Tora übertreten würden und Israel dadurch noch einmal eine Gefangenschaft erleben müsste. Die »Umzäunung« vollzog sich in mehreren Phasen, stets mit dem Ziel, die 613 Gebote der schriftlichen sowie die der mündlichen Tora vor Verletzung zu bewahren.

Nach traditioneller jüdischer Auffassung wurde die erste Phase dieser »Umzäunung« von Esra initiiert bzw. geht auf seine Reformen nach der Rückführung aus dem babylonischen Exil zurück. Sie ist als »Schule der Sopherim« bekannt, was so viel bedeutet wie »Schule der Schreiber« bzw. »der Schriftgelehrten«.

Zunächst musste geklärt werden, was ein jeweiliges Tora-Gebot bedeutete und welche praktischen Konsequenzen es für den Alltag hatte. Anschließend überlegte man, unter welchen Umständen dieses Gebot versehentlich übertreten werden könnte, um genau dies durch geeignete Vorsichtsregeln zu verhindern. Auf diese Weise entstand im Laufe der Zeit¹¹ ein Regelwerk, bei dem jedes der mosaischen Gebote durch zahlreiche Einzelverordnungen abgesichert wurde,¹² immer mit dem Ziel, durch eine Gesetzesübertretung nicht das ursprüngliche Tora-Gebot zu treffen. Die Sopherim wirkten etwa vier Jahrhunderte, bevor eine weitere Gelehrtenschule entstand: die Tannaim.

Diese entwickelte sich im letzten vorchristlichen Jahrhundert insbesondere vor dem Hintergrund innerjüdischer Spannungen und zunehmender politischer Unruhen durch die römische Besatzung Judäas (ab 63 v. Chr.). Die Lehrer dieser Schule standen durchaus in

der Tradition der Sopherim, waren aber der Ansicht, der bestehende Zaun habe noch »zu viele Löcher«.¹³ Durch das Schließen dieser Löcher wurden viele der bisherigen Vorsichtsmaßnahmen deutlich erweitert und verschärft. So entstand im Laufe der Zeit aus den ursprünglichen Tora-Geboten ein sehr komplexes System von Vorschriften, das in weiten Teilen über den wörtlichen Text hinausging.

Ein besonders anschauliches Beispiel bietet das dritte Gebot. Wenn es in 2Mo 20,7 heißt: »*Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht zu Eitlem aussprechen*«, dann war damit ursprünglich gemeint, den Gottesnamen nicht in einem falschen, unwürdigen oder leichtfertigen Zusammenhang zu verwenden. Die Aussprache des Namens an sich war nicht verboten – sie sollte jedoch mit Wahrheit und Ehrfurcht erfolgen.

Die Sopherim erweiterten dieses Verständnis erheblich. Um auch einen versehentlichen Missbrauch auszuschließen, erließen sie die Vorschrift, dass der Gottesname außerhalb des Tempels nicht mehr ausgesprochen werden dürfe. Nach dem Motto »Lieber gar nicht aussprechen als falsch« wurde der Gottesname im alltäglichen Sprachgebrauch durch *Adonai* (Herr) oder *HaSchem* (der Name) ersetzt.

Eine weitere Zuspitzung erfuhr diese Vorschrift dann durch die Schule der Tannaim. Nach ihrer Regel durfte der Gottesname künftig nur noch einmal jährlich ausgesprochen werden – am Jom Kippur vom Hohenpriester im Heiligtum. Im Alltag, selbst beim lauten Lesen

¹¹ Gemeint ist hier die gesamte nachexilische Zeit bis in die Gegenwart.

¹² Nach Fruchtenbaum gibt es allein zum Sabbatgebot »ungefähr 1500 zusätzliche Regeln und Bestimmungen« (S. 155).

¹³ Ebd., S. 152.

der Tora oder im Gebet, musste er grundsätzlich durch *HaSchem* ersetzt werden.

Eine solche Entwicklung erscheint uns heute ungewohnt und wohl eher übertrieben. Sie war jedoch weder Laune noch Willkür, sondern Ausdruck einer tief verankerten Gottesfurcht und des Bemühens, die Heiligkeit des Gottesnamens in höchstem Maße zu wahren.

Die Phase der Tannaim-Schule endete Anfang des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, nachdem der Rabbiner Judah Ha-Nasi, einer der letzten großen Tannaiten, damit begonnen hatte, die »Überlieferungen der Ältesten« niederzuschreiben – und damit die *Mischna*¹⁴ begründete.

Diese Stelle ist eine gute Gelegenheit, auf den eingangs zitierten Witz zurückzukommen. Dabei schließe ich mich der Darstellung von Arnold Fruchtenbaum an,¹⁵ der anhand des diesem Witz zugrunde liegenden Gebots exemplarisch den rabbinischen Umgang mit der Tora erläutert. Das betreffende Gebot erscheint an drei verschiedenen Stellen, und zwar jedes Mal eher unvermittelt und ohne nähere Begründung: »*Du sollst ein Bockchen nicht kochen in der Milch seiner Mutter*« (2Mo 23,19; 34,26; 5Mo 14,21).

Es ist hier weder angesagt, das Gebot zu interpretieren, noch der Platz, auf die zum Teil sehr kontroversen Auslegungen einzugehen. Es soll lediglich erläutert werden, welche Entwicklung diese Anweisung, die Gott Mose gab, im Laufe der Jahrhunderte genommen hat. Man beachte: Zwischen der Gesetzgebung und den Rabbinen der

Sopherim liegt etwa ein ganzes Jahrtausend – in dem das Gebot natürlich auch schon ausgelegt worden war.

In der Schule der Sopherim, so Fruchtenbaum, habe man die scharfsinnige Überlegung angestellt, dass, wenn man ein Stück Fleisch esse und dazu ein Glas Milch trinke, es unter gewissen Umständen sein könnte, dass dieses Fleisch ausgerechnet von dem Jungtier stamme, dessen Mutter die Milch gegeben habe. Beides vermische sich im Magen, sodass das Bocklein sozusagen in der Milch seiner Mutter gekocht werde. Als Konsequenz dieser Überlegungen wurde festgelegt, dass bei einer Mahlzeit nicht Fleisch und Milch gleichzeitig gegessen werden dürften – mindestens vier Stunden müssten dazwischen liegen.

Der Scharfsinn war damit allerdings noch nicht an sein Ende gekommen, sondern ging im Laufe der Jahrzehnte fantasievoll weiter: Wenn man mittags von einem Teller eine milchhaltige Nahrung gegessen habe, zum Beispiel ein Stück Käse, und diesen Teller später am Abend dazu benutze, ein Fleischgericht zu verzehren, dann bestehe – selbst wenn man den Teller zuvor akribisch gesäubert habe – unter Umständen immer noch die Gefahr, dass ein Milchrest mit dem Fleisch in Berührung komme und so beides gemeinsam gegessen werde – und damit das mosaische Gesetz übertreten würde. Auch diese Überlegung hatte Konsequenzen: Künftig mussten alle Juden die doppelte Anzahl von Tellern und Geschirr haben, die eine Sorte für Milch-, die andere für Fleischprodukte.



14 »Die Mischna ist das erste kanonische Werk der mündlichen Überlieferung des Judentums [...] und wird allgemein als Gesetzeskodex bezeichnet« (<https://www.die-bibel.de/ressourcen/wibilex/altes-testament/mischna>).

15 Fruchtenbaum, S. 151f.



Wir sind geneigt, derartige Regelungen schmunzelnd zur Kenntnis zu nehmen und sie allenfalls für überzogen, jedenfalls aber für spitzfindig zu halten. Den Rabbinen war es damit ernst. Niemals sollte ein Gebot übertreten werden. Und deshalb antizipierten sie alle denkbaren Situationen und versuchten auf diese Weise, das Verhalten der Menschen durch entsprechende Vorschriften zu regulieren – Vorschriften, die als »Überlieferungen der Ältesten« zunächst mündlich von Generation zu Generation weitergegeben wurden.

Überlieferungen

Apropos »Überlieferungen der Ältesten«: Diesem Ausdruck begegnet man auch im Neuen Testament, konkret in Mt 15 und Mk 7, wo es um dieselbe Situation geht. Und die geht so: Der Herr hatte nicht mehr in Judäa bleiben können, weil *»die Juden ihn zu töten suchten«*, wie es im Paralleltext bei Johannes heißt (Joh 7,1). Deshalb waren er und seine Jünger nach Norden aufgebrochen und hatten nach einiger Zeit den See von Galiläa erreicht. Per Schiff hatten sie eines Tages übergesetzt und waren in Genezareth angelandet. Als die Leute Jesus erkannten, liefen sie *»in jener ganzen Gegend umher und fingen an, die Leidenden auf den Betten umherzutragen, wo sie hörten, dass er sei«* (Mk 6,55). Und alle, die man zu ihm brachte, wurden geheilt, wenn sie auch nur die Quaste seines Kleides berührten.

Von dem Ortswechsel nach Galiläa und seinem Wirken in Genezareth hatte man offensichtlich auch in Judäa gehört. Jedenfalls »ver-

sammelten sich bei ihm die Pharisäer und einige der Schriftgelehrten, die von Jerusalem gekommen waren« (Mk 7,1). Die religiösen Führer aus der Hauptstadt nahmen also einen Fußweg von mehr als 150 km in Kauf, um zu Jesus zu gelangen – offensichtlich hatten sie ein Anliegen! Und deshalb ist es bemerkenswert, was wir über sie erfahren: Als sie Jesus nämlich gefunden hatten, nahmen sie keine Notiz von den vielen Kranken, die alle durch ihn geheilt wurden, sie registrierten weder die Wunder noch die Freude der Geheilten, sie sahen nur, dass einige Jünger Brot aßen – ohne sich zuvor die Hände gewaschen zu haben.

Es ist schwer vorstellbar, dass das der Grund ihres Kommens gewesen sein könnte, wohl aber, dass sich ihnen eine willkommene Gelegenheit bot, diesen Wanderprediger, dem das gemeine Volk in Scharen nachlief, zu diskreditieren. Schnurstracks wenden sie sich an den Herrn: *»Warum übertreten deine Jünger die Überlieferung der Ältesten? Denn sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie Brot essen«* (Mt 15,2). Und Jesus reagiert schlagfertig. Er bestreitet nicht ihren Vorwurf und kritisiert weder Hygiene noch Reinheit, er verweist aber auf das eigentliche, viel schwerwiegendere Problem, nämlich das Autoritätsproblem. Die Rabbinen hatten mit zum Teil sehr spitzfindigen Auslegungen das eigentliche Gebot Gottes *»ungültig gemacht«* und eigene Regeln an dessen Stelle gesetzt: *»Geschick hebt ihr das Gebot Gottes auf, um eure Überlieferung zu halten«* (Mk 7,9). Der »Zaun« war wichtiger geworden als das, was zu schützen er vorgab. Bemerkens-

wert auch, dass dieser Befund kein neuer war. Der Herr verweist auf Jesaja, der schon etwa 750 Jahre zuvor auf dieses Phänomen verwiesen und dabei festgestellt hatte: »Vergeblich aber verehren sie mich, indem sie als Lehren Menschengebote lehren« (Mt 15,9).

Jesus und die Überlieferungen

Aus dieser Begebenheit nun zu schließen, der Herr habe die Überlieferungen – also insbesondere die in den Schulen der Rabbinen fortwährend aktualisierten Gebote der mündlichen Tora – vollumfänglich abgelehnt, wäre allerdings ein Trugschluss. Traditionen und Gewohnheiten, die, von den Schriftgelehrten formuliert, sich im Laufe der Zeit im jüdischen Alltag durchgesetzt hatten, beachtete er durchaus.

Dazu gehörte zum Beispiel¹⁶ der regelmäßige Synagogenbesuch, der sich – als Reaktion auf den zerstörten Tempel – erst nach dem babylonischen Exil etabliert hatte und schon deshalb gar nicht in der Tora verankert sein konnte, weder in der schriftlichen noch in der mündlichen. Aber auch die in der Synagoge übliche Liturgie lehnte er nicht etwa ab, im Gegenteil, er übernahm bereitwillig deren tradierten Ablauf: Er beteiligte sich an der Lesung, die – als Ausdruck der Ehrfurcht vor Gott – stehend erfolgte. Ersetzte sich, wie die Rabbinen es taten, um die Hörenden zu belehren (Lk 4,15ff.).

Jesus nahm offensichtlich auch am Chanukka-Fest teil. Jedenfalls berichtet Johannes (10,22), dass er im Winter in Jerusalem war und sich an diesem Tag im Tempel in der Säulenhalle Salomos aufhielt. Die-

ses Fest der Tempelweihe war erst im 2. Jahrhundert v. Chr. zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels unter Judas Makkabäus entstanden und daher definitiv ebenfalls kein Bestandteil der Tora.

Das Passah dagegen, das jährlich zu feiernde Erinnerungsfest an die Rettung aus Ägypten, war von Jahwe verordnet und spielte in der jüdischen Geschichte eine herausragende Rolle. Auch der Herr nahm an Passahfesten teil – das erste Mal schon als Zwölfjähriger (Lk 2,41ff.). Darüber hinaus erwähnt Johannes drei verschiedene (wohl aufeinanderfolgende) Feste, an denen Jesus sich in Jerusalem aufhielt. Während an den beiden ersten Stellen (Joh 2,13 und 6,4) die Erwähnung des Passahfests eher der zeitlichen Einordnung seines Wirkens dient, findet sich bei der letzten (11,55ff.) eine ausführlichere Darstellung der Feier, die von den anderen Evangelisten noch weiter ergänzt wird. So erfahren wir, dass der Herr anlässlich dieser Passahfeier das Abendmahl einsetzte. Und dabei nahm er u.a. einen Kelch und reichte ihn den Jüngern. Mindestens einen reichte er ihnen von den vier Kelchen, die für die Pessach-Liturgie vorgeschrieben waren – die allerdings allesamt in der Tora nicht erwähnt werden!

Der Ritus des Festes hatte sich im Laufe der Zeit zunehmend weiterentwickelt, war immer umfangreicher geworden. Die vier Kelche wurden vermutlich in der Zeit nach dem Exil eingeführt. Und das Singen des Hallel (der Psalmen 113–118) im Rahmen der Passahfeier ist erst seit dem 1. Jahrhundert v. Chr.



16 Die folgenden Beispiele wurden mit Hilfe von Nikodemus Al zusammen-gestellt.



bekannt. Der Herr hielt sich auch an diese Gewohnheit, obwohl sie nicht in der Tora vorgeschrieben ist: »Und als sie ein Loblied gesungen hatten, gingen sie hinaus an den Ölberg« (Mt 26,30).

Lässt sich dieser Spannungsbogen auflösen – und der besteht doch offensichtlich zwischen dem, was sich in Genesareth zutrug, und dem, wie der Herr ansonsten mit den Überlieferungen umging? Wie wir soeben gesehen haben, lehnte er nicht prinzipiell ab, was die Väter als Vorschriften formuliert hatten und was vor allem von den Pharisäern als ein Regelwerk für ein Gott wohlgefälliges Leben angesehen wurde.¹⁷ Er lehnte sie allerdings dann ab, wenn sie den eigentlichen Sinn der Tora aushebelten, wie es etwa bei der »Korban-Regel« der Fall war (Mk 7,1ff.), aber auch dann, wenn diese »Lebensregeln« zum Selbstzweck wurden, wie beim sogenannten Sabbatgebot.

Das Sabbatgebot

Das Gebot, den Sabbat zu heiligen, hatte Jahwe seinem Volk ausdrücklich verordnet, und zwar als »ein Zeichen zwischen mir und euch bei euren Geschlechtern« (2Mo 31,13).¹⁸ Begründet hatte er es – im Rahmen der zehn Gebote – mit seinem eigenen Tun: »Denn in sechs Tagen hat der HERR den Himmel und die Erde gemacht, das Meer und alles, was in ihnen ist, und er ruhte am siebten Tag; darum segnete der HERR den Sabbat und heiligte ihn« (2Mo 20,11). Mose erwähnt dann noch einen zweiten – nur von den Israeliten nachvollziehbaren – Aspekt: »Und erinnere dich daran, dass du ein Knecht gewesen bist im Land Ägypten und dass der HERR, dein Gott,

dich mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm von dort herausgeführt hat; darum hat der HERR, dein Gott, dir geboten, den Sabbattag zu feiern« (5Mo 5,15).

Wenn man die 36 Bibelstellen der Tora, in denen der Begriff *Sabbat* vorkommt, daraufhin untersucht, was mit diesem Gebot konkret gemeint ist, dann geht es vor allem um Ruhe und Heiligkeit, die jeweils siebenmal genannt werden. Keinerlei Werk sollte man tun (4-mal), die Seelen sollte man »kasteien« (2), jeder sollte an seiner Stelle bleiben: »niemand gehe am siebten Tag von seinem Ort weg« (1), und kein Feuer sollte man am Tag des Sabbats in den Wohnungen anzünden (1).

Dass diese Regeln der Interpretation bedürfen, liegt sicher auf der Hand: Was bedeutet es, dass keinerlei Werk getan werden darf, wenn es z. B. an anderer Stelle heißt, dass der Priester an jedem Sabbat die Schaubrote »vor dem HERRN zurichten« soll (3Mo 24,8)? Und was meint es konkret, sich zu »kasteien« (23,32), oder dass man »kein Feuer anzünden [soll] in allen euren Wohnungen« (2Mo 35,3), wenn man sich unglücklicherweise nachts einem Notfall ausgesetzt sieht? Auf jeden Fall: Das Sabbatgebot musste ausgelegt werden.

Dass dazu wirklich im Laufe der Zeit etwa 1500 Regeln entstanden, wie Fruchtenbaum anmerkt, ist aber doch erstaunlich. Die hohe Zahl erstaunt dann allerdings wieder weniger, wenn man Fruchtenbaums Kommentar zu Lk 6,1 zur Kenntnis nimmt:¹⁹ Gemeinsam mit seinen Jüngern ging Jesus am Sabbat durch die Kornfelder, »und seine

17 Die Pharisäer erkannten die mündliche Tora und die daraus resultierenden Vorschriften an, die Sadduzäer akzeptierten nur die schriftliche Tora.

18 NGÜ: »Zeichen 'des Bundes' zwischen mir und euch, das auch in allen nachfolgenden Generationen beachtet werden muss«.

19 Fruchtenbaum, S. 160.

Jünger pflückten die Ähren ab und aßen sie, wobei sie sie mit den Händen zerrieben«. So weit der biblische Text. Fruchtenbaum erklärt nun, dass das, was die Jünger hier taten, von den Pharisäern deshalb gerügt wurde, weil sie gemäß der rabbinischen Sichtweise mit dieser Handlung gleichzeitig vier Sabbatregeln übertreten hätten: nämlich die Verbote, am Sabbat zu ernten, zu dreschen, zu wofeln und zu speichern. Durch das Pflücken hätten sie »geerntet«, durch das Reiben der Körner »gedroschen«, durch das Wegblasen der Spreu »geworfelt« und durch das Herunterschlucken »gespeichert«.

Zumindest die letzte »Übertretung« erscheint fraglich, wirkt sie doch besonders konstruiert – und wird auch z. B. auf der Plattform Nikodemus.AI nicht bestätigt.²⁰ Dort wird allerdings als denkbarer vierter »Verstoß« auf das Verbot des »Trennens/Auslesens« verwiesen, um das es bei der Scheidung von Spreu und Weizen ja auch eigentlich geht. Nikodemus.AI verweist in diesem Zusammenhang auf die 39 am Sabbat verbotenen »Hauptarbeiten«, die sog. »39 Melachot«.²¹ Diese umfassen »praktisch alle Tätigkeiten, die mit Produktion, Zubereitung, Handwerk, Landwirtschaft und Transport zu tun haben« und die »am Sabbat [deshalb] nicht erlaubt sind, weil sie als schöpferische oder produktive Arbeit gelten – im Gegensatz zur Sabbatruhe, die Gott für diesen Tag geboten hat«.

Vergegenwärtigt man sich die als »39 Melachot« aufgelisteten Tätigkeiten, so erkennt man, dass sie in Kategorien unterteilt werden können. Da geht es im Wesentli-

chen um Feldarbeit bzw. Landwirtschaft, die Herstellung von Textilien bzw. Leder, um Bauarbeiten und um Transport. Diesen Kategorien wiederum sind Tätigkeiten zugeordnet, z. B. das oben genannte Dreschen, Wofeln und Mahlen der Kategorie Feldarbeit. Während es uns nicht schwerfällt, diese Tätigkeiten als solche zu verstehen, die an Sabbaten nicht erlaubt sind, fällt das bei anderen Tätigkeiten deutlich schwerer: Unter der Kategorie Textilherstellung finden sich z. B. »Zwei Fäden weben«, »Zwei Fäden trennen«, »Knoten machen« und »Knoten lösen«.²²

Als Erklärung für diese uns eher seltsam anmutenden Verbote muss man zunächst einmal berücksichtigen, dass von den insgesamt 39 verbotenen Tätigkeiten nur vier der schriftlichen Tora entnommen sind,²³ die 35 anderen werden allesamt der mündlich überlieferten Tora zugeordnet. Anhaltspunkte für die 35 übrigen am Sabbat verbotenen Tätigkeiten fanden die Rabbinen in der Abfolge der göttlichen Anweisungen: Nach den ausführlichen Anordnungen für den Bau der Stiftshütte (2Mo 25,1 – 31,11) folgt mit großem Nachdruck das Sabbatgebot (31,12–17). Und diese Zuordnung findet sich ein zweites Mal in umgekehrter Reihenfolge: Unmittelbar nach dem Sabbatgebot (2Mo 25,1–3) folgt die detaillierte Beschreibung der Bautätigkeiten. Aufgrund dieser Anordnung legten die Rabbinen die am Sabbat unerlaubten Tätigkeiten fest. Auf eine entsprechende Nachfrage formuliert ChatGPT schlussfolgernd: »Die Arbeiten, die für den Bau der Stiftshütte nötig waren,

sind genau die Arbeiten, die am Sabbat verboten sind.« Demgemäß verweist Mendel Itkin vom Rabbinerseminar Berlin in der *Jüdischen Allgemeinen* auf den Talmud, der im Kapitel Schabbat 49b feststelle, dass man nur schuldig werde für eine Arbeit, die auch bei der Errichtung der Stiftshütte ausgeübt worden sei.²⁴ Unter diesem Aspekt werden dann auch die oben genannten Verbote des Knotenmachens und -lösen eher nachvollziehbar.

Übrigens: Die 39 Verbote, die natürlich aus der damaligen agrarisch bzw. handwerklich strukturierten Arbeitswelt stammen, haben heute noch ihre Gültigkeit, weil die Rabbinen im Laufe der Jahrhunderte Prinzipien entwickelten, nach denen neu aufkommende Tätigkeiten in den bestehenden Kanon subsumiert werden konnten.²⁵

Horst von der Heyden

20 <https://www.bibleserver.com/nicodemus-ai>

21 Hebräisch *melacha* = Arbeit.

22 Es ist unbedingt zu beachten, dass die 39 aufgelisteten Tätigkeiten Oberbegriffe sind, aus denen jeweils eine Vielzahl von konkreten Sabbatregeln abgeleitet werden.

23 Nicht pflügen, nicht ernten (2Mo 23,21); kein Feuer anzünden (2Mo 35,3); nichts heraustragen (2Mo 16,29).

24 Mendel Itkin: »39 Wege zur Ruhe«, in: *Jüdische Allgemeine* vom 13. Februar 2026.

25 Autofahren ist z. B. deshalb verboten, weil dabei ein Funke entsteht (Verbot des Feuermachens) und ein Weg zurückgelegt wird (Verbot des Transportierens).



König Amazja

Einer, der Gott mit geteiltem Herzen diente

»Fünfundzwanzig Jahre war Amazja alt, als er König wurde, und er regierte neunundzwanzig Jahre in Jerusalem« (2Chr 25,1). Anderswo erfahren wir: »Und er tat, was recht war in den Augen des HERRN, nur nicht wie sein Vater David; er tat nach allem, was sein Vater Joas getan hatte« (2Kö 14,3).

Egal in welcher Situation du dich befindest: Auch du hast Vorbilder, denen du folgen kannst. David machte in seinem Leben viele Fehler – einige davon schwerwiegend –, aber sein Herz war aufrichtig, indem er »meine Gebote gehalten hat und mir nachgefolgt ist mit seinem ganzen Herzen« (1Kö 14,8). Joas erneuerte den Tempel und diente auf eine gute Weise, solange der Priester Jojada an seiner Seite stand. Als dieser starb, wurde die Bosheit in Joas' Herz offensichtlich (2Chr 24,2.17).

Ist dein Herz geteilt? Weil Jesus wusste, wie wir Menschen funktionieren, sagte er: »Niemand kann

zwei Herren dienen« (Mt 6,24). Amazja »tat, was recht war in den Augen des HERRN, jedoch nicht mit ungeteiltem Herzen« (2Chr 25,2). Wenn wir für ihn leben wollen, dürfen wir unser Herz nur einem Herrn anvertrauen. Das Leben von König Amazja illustriert die Höhen und Tiefen eines geteilten Herzens.

1. Er gehorcht der Heiligen Schrift (2Chr 25,3.4)

Nachdem Amazja als König eingesetzt worden war, tötete er die Knechte, die seinen Vater ermordet hatten. Es war damals üblich, sich durch die Tötung ganzer Familien zu rächen. Aber Amazja hielt sich zurück und »tat, wie im Gesetz, im Buch Moses, geschrieben steht, wo der HERR geboten und gesagt hat: ›Nicht sollen Väter sterben um der Kinder willen, und Kinder sollen nicht sterben um der Väter willen, sondern jeder soll für seine Sünde sterben‹«. Sein Gehorsam gegenüber Gottes Wort zeigte sich stärker als bestehende Sitten,

Wünsche und Gefühle. Ein geteiltes Herz gehorcht manchmal Gottes Wort.

2. Er dient Gott bereitwillig (2Chr 25,5-6)

Juda, das Volk Gottes, hatte erstzunehmende Feinde. Amazja war bereit, die Schlachten des HERRN zu kämpfen. Er stellte eine Armee zusammen und heuerte wegen der Größe des Feindes auch noch hunderttausend Söldner aus Israel für hundert Talente Silber an. Ein geteiltes Herz zeigt manchmal die Bereitschaft zu dienen, auch wenn es einen hohen persönlichen Preis kostet.

3. Er nimmt Korrektur an (2Chr 25,7–13)

Der HERR schickte Amazja einen Boten, um ihn auf einen schweren Fehler hinzuweisen, den er begangen hatte: Gott war nicht mit den Söldnern. Wenn er mit Unterstützung der Söldner in die Schlacht ziehen würde, »wird Gott dich zu Fall bringen vor dem Feind; denn bei Gott ist Macht, zu helfen und zu Fall zu bringen«. Aber Amazja hatte den Söldnern schon mehr als drei Tonnen Silber bezahlt!

Manchmal kann es wirklich teuer sein, unsere Fehler zu korrigieren. Vielleicht hast du schon viel in ein falsches Projekt, eine falsche Gemeinde oder eine falsche Beziehung investiert. Der Bote Gottes antwortet Amazja: »Der HERR hat, um dir mehr als das zu geben.«

Die Söldner nahmen es nicht freundlich auf, wieder weggeschickt zu werden. »Und ihr Zorn entbrannte sehr gegen Juda, und sie kehrten an ihren Ort zurück in glühendem Zorn.« Wenn wir einen Fehler korrigieren, wird uns nicht jeder unterstützen. Einige Leute werden nicht zustimmen. Manche reagieren vielleicht beleidigt. Aus Rache überfielen diese Söldner auf ihrem Heimweg einige jüdische Städte. Selbst wenn sich solche unerwarteten und schmerzhaften Reaktionen zeigen, bleibt es das einzig Richtige, das zu korrigieren, was falsch ist. Ein geteiltes Herz erkennt manchmal seine Fehler und korrigiert sie.

4. Er betet andere Götter an (2Chr 25,14–16)

Auch ohne die Söldner gab der HERR Amazja den Sieg in der Schlacht.

»Und es geschah, nachdem Amazja von der Edomiter-Schlacht zurückgekommen war, da brachte er die Götter der Kinder Seir mit und stellte sie sich zu Göttern auf; und er beugte sich vor ihnen nieder und räucherte

ihnen.« Amazja hatte nicht die Absicht, Jahwe abzulehnen. Aber seine Taten offenbarten eine verminderte Sicht auf Gott, so wie auch unsere Entscheidungen und unsere Lebensweise unsere Sicht von Gott widerspiegeln. Amazja dachte, dass auch die Götter des Volkes von Seir mächtig sein könnten. Er hielt es für klug, sie mit nach Hause zu nehmen und ihnen einen gewissen Respekt zu zeigen. Aber Jahwe, der Schöpfer, ist einzigartig. Er steht für sich allein. Andere Götter neben oder unter ihn zu stellen bedeutet, ihn abzulehnen. Vielleicht führte Amazjas verminderte Sicht auf Gott dazu, dass er ihm nicht von ganzem Herzen diente.

Wie groß ist deine Sicht von Gott? Hältst du ihn für würdig genug, ihm mit deinem ganzen Herzen zu dienen? Hudson Taylor, ein Pioniermissionar in China, erklärte diese Wahrheit ziemlich drastisch: »Christus ist entweder der Herr über alles oder er ist überhaupt kein Herr.«

5. Er will immer mehr (2Chr 25,17–28)

Anstatt sich mit dem Sieg zufriedenzugeben, den Gott ihm geschenkt hatte, begann Amazja einen Kampf mit Israel. Der Sieg hatte sein Ego aufgebläht, und jetzt verlangte er nach mehr.

Zufriedenheit ist für ein geteiltes Herz nicht selbstverständlich. Jakobus bemerkte, dass ein »wankelmütiger [oder doppelherziger] Mann« in allem, was er tut, »unstet« ist (Jak 1,8). Die Neue Genfer Übersetzung spricht hier von einem »in seinem Innersten gespalten[en]« Menschen. In der Menge-Bibel und der Einheitsübersetzung ist von einem »Mann mit zwei Seelen« die Rede. Ein geteiltes Herz will in verschiedene Richtungen laufen. Es ist nie wirklich zufrieden!

Fazit

König Amazja gibt uns ein anschauliches Beispiel für das unbeständige Leben und das traurige Ende eines Menschen, der Gott nicht mit ungeteiltem Herzen dienen möchte. Befolgen wir den Rat, den David an seinen Sohn Salomo richtete: »Erkenne den Gott deines Vaters und diene ihm mit ungeteiltem Herzen und mit williger Seele! Denn der HERR erforscht alle Herzen, und alles Gebilde der Gedanken kennt er« (1Chr 28,9).

Israel Gualteros · Philip Nunn

(Übersetzung: Frank Schönbach)

Vom Vaterunser zum »Vatermein«?

*Die Gefahren des »Ich« beim öffentlichen Gebet
in der Gemeinde*



Vielleicht ist es ja auch schon anderen Geschwistern aufgefallen, was seit einiger Zeit in manchen Gemeinden zu bemerken ist, wenn Brüder in den Gemeindestunden beten: die zunehmend häufigere Verwendung des *ich* und der persönlichen Fürwörter *mir*, *meiner*, *mich*. Während früher ziemlich ausnahmslos der Gebrauch des kollektiven *wir*, *uns*, *unser* üblich war, hört man nun immer öfter die 1. Person Singular, die Individualität und persönliches Erleben betont. Was im persönlichen Gebet zu Gott (im »stillen Kämmerchen«, während der »Stillen Zeit«) durchaus seine Berechtigung und seinen Platz hat, mutet während der Zusammenkünfte als Gemeinde nicht immer, aber mitunter durchaus befremdlich an. Dies soll in der Folge noch näher erläutert werden.

Die Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum (des Gebets) scheint zu verschwimmen, und so mancher wird dies vielleicht sogar als eine fortschrittliche Errungenschaft begrüßen. Ist es nicht uneingeschränkt positiv zu bewerten, wenn wir in der Gemeinschaft der Geschwister genauso mit Gott reden wie in den Momenten, wenn wir mit ihm allein sind? Wird auf diese Weise nicht eine unnötige Trennung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Gebet aufgehoben? Sind wir so nicht authentischer, unmittelbarer, ehrlicher in unseren Gebeten?

Die Aufhebung des Unterschieds zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre

Jedenfalls lägen wir damit durchaus in einem gesellschaftlichen Trend, der seit längerer Zeit zu beobachten ist: der Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Spätestens seitdem wir in den sozialen Medien quasi der ganzen Welt online unser Privatleben mitteilen können (und nicht wenige tun es!), ist dies offensichtlich. Aber selbst diejenigen, die nicht ihren Alltag für jedermann zum Gegenstand ihrer Mitteilbarkeit werden lassen, machen häufig »Selfies« oder lassen doch wenigstens einen ausgewählten Freundes- und Familienkreis auf Facebook, Twitter/X, WhatsApp oder Instagram an ihrem Leben teilhaben.

Schon wesentlich früher war diese Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum an der Kleidung ablesbar. Wäre es

noch vor einigen Jahrzehnten undenkbar gewesen, das Haus ohne die »korrekte« Kleidung (z. B. Anzug/Kleid, Kopfbedeckung) zu verlassen, so ist heute in aller Regel das Gegenteil zu beobachten: Überall auf der Straße begegnen uns Menschen, die sich in ihrer »Straßenkleidung« auch ohne weiteres zuhause auf dem Sofa räkeln oder im Fitnessstudio schwitzen könnten. In der Oper sitzen Mitbürger, die auch problemlos zu einem Grillabend im Freundeskreis oder einem Wohnungsumzug passend angezogen wären. Interessant ist die Beobachtung, dass es hierbei insbesondere Männer sind, deren saloppe Kleidung ins Auge fällt, während sich Frauen im Durchschnitt bewusster für die jeweils unterschiedlichen Anlässe anzuziehen pflegen.

Neben der unterschiedlichen Kleidung waren es aber auch andere Dinge, die man früher – in aller Regel aus Rücksichtnahme oder Scham – auf der Straße nicht tat, weil sie dem häuslichen Rahmen vorbehalten waren, und die mittlerweile zur neuen Normalität des »Draußen« gehören: das Essen und Trinken (»to go«), das laute Musikhören oder das Tragen von Kopfhörern, das laute Sprechen oder Telefonieren in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf der Straße. Eine Vielzahl von Aktivitäten, die zuvor nur im privaten häuslichen Umfeld als angemessen galten, gehören heute zum gewohnten »Stadtbild«.

Selbstverständlich haben diese Veränderungen »in der Welt« auch Einfluss auf das Leben der Gemeinde(n). Die Hypothese sei aufgestellt, dass auch die gehäufte Verwendung des *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* in den gemeinsamen Gebeten eine (vermutlich ganz unbewusste) Folge der Aufhebung dieser Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum sein könnte.

Warum verwenden – insbesondere jüngere – Geschwister zunehmend diese *ich*-Form, wenn sie in der Gemeinde beten?

Es darf vermutet werden, dass damit persönliche Hingabe, Entschiedenheit, Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit ausgedrückt werden sollen. Man »versteckt« sich nicht länger hinter einem kollektiven *wir*, sondern spricht ganz authentisch von sich selbst. Worum könnte man auch unmittelbarer und aufrichtiger reden als von sich selbst?

Dass diesem Ausdruck ehrlicher Innerlichkeit auch

der Beigeschmack einer ungewollten Ichbezogenheit anhaftet, wird dabei entweder nicht bemerkt oder billigend in Kauf genommen. Ob sich hierin auch der überbordende Individualismus und Egoismus unserer Zeit ausdrücken könnte, der zwischenmenschlich Verbindendes für sekundär und den Ausdruck der eigenen Persönlichkeit für quasi unumschränkt maßgeblich hält? Machen wir uns – wie gesagt – nichts vor: Wir sind auch als Gotteskinder Kinder unserer Zeit. Der Zeitgeist hat seinen Einfluss auf das Denken, Fühlen und Wollen von Christen, und er ist ein steter Gegenspieler des göttlichen Heiligen Geistes!

Mögliche Probleme der *ich*-Formulierungen

Was könnte denn nun, abgesehen von diesen kultur- und zeitgeschichtlichen Überlegungen zu Selbstdarstellung und Egozentrismus, überhaupt problematisch am häufigen Gebrauch von *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* im öffentlichen Gebet in der Gemeinde sein? Und gibt es nicht auch andererseits Gefahren eines unkritischen Gebrauchs von *wir*, *uns*, *unser*?

Die folgenden möglichen Probleme sind im Zusammenhang mit der bevorzugten Verwendung des *ich* denkbar:

1. Der Gebrauch der Wörter *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* lenkt die Aufmerksamkeit sprachlich auf den Beter, während die Benutzung der Wörter *wir*, *uns*, *unser* den Fokus auf die Gemeinde legt. Alle Zuhörer des Gebets sollten sich aber in das gemeinsame und öffentliche Gebet eingeschlossen fühlen, es sozusagen für sich mitbeten können. Das Gebet sollte in diesem besten Sinne »inklusive« sein, was ja auch von der Gemeinde durch das bestätigende und abschließende »Amen« am Gebetsende zum Ausdruck gebracht wird. Spricht der Beter nur für und nur von sich, so ergibt dieses Amen (»Ja, so sei es!«) der Gemeinde als Bestätigung seiner persönlichen Gebetsaussage wenig Sinn. Was sollte es bedeuten? Wenn aber der Beter das verbindende, gemeinsame *wir* verwendet und damit seine Geschwister in das (Gebets-)Reden zu Gott einbezieht, so ist es einleuchtend, dass diese Geschwister auch seine Bitte, seinen Dank oder ganz allgemein seine Aussagen mit einem zustimmenden »Amen« bekräftigen.

2. Alle Gläubigen sind zwar einzeln, höchstpersönlich und individuell von Gott auserwählt und berufen worden, aber sie sind dadurch nicht nur in eine



Beziehung zu ihm gestellt worden, sondern auch gleichzeitig ein Teil seiner weltweiten, Zeit und Raum überspannenden Gemeinde geworden. Gott kennt zwar jeden von uns bis ins kleinste persönliche Detail (Mt 10,30), aber dennoch macht die Bibel deutlich, dass alle Gläubigen nach ihrer Errettung zu *einem* Leib gehören (1Kor 12,13: »Denn in *einem* Geist sind wir alle zu *einem* Leib getauft worden, es seien Juden oder Griechen, es seien Sklaven oder Freie, und sind alle mit *einem* Geist getränkt worden«). Die Gemeinde Gottes ist der »Leib Christi«, die Gemeinschaft der aus der Welt Herausgerufenen, die *ekklesia*. Zu ihr gehören und in ihr funktionieren die Gläubigen als Glieder eines (geistlichen) Körpers. Ihre Einzigartigkeit und Individualität treten gegenüber ihrer Funktion (ihrem Dienst) für den Gesamtorganismus in den Hintergrund (vgl. 1Kor 12, Röm 12,3ff., Eph 4,1–16): *Wir* (alle Gläubigen zusammen) sind der Leib, Christus ist das Haupt (Eph 4,15.16).

Dieses Prinzip – aus vielen Einzelnen wird ein großes Ganzes – ist im Übrigen aber keine Neuerfindung Gottes im Hinblick auf die neutestamentliche Gemeinde, sondern es ist bereits im Alten Bund mit Bezug zum Volk Israel vorhanden:

»Erkennt, dass der HERR Gott ist! Er hat uns gemacht und nicht wir selbst – sein Volk und die Herde seiner



Weide« (Ps 100,3). Wir sind einzeln gemacht und zugleich Teil seines Volkes / seiner Weide.

»Aber nun, HERR, du bist unser Vater. Wir sind der Ton, und du bist unser Bildner, und wir alle sind das Werk deiner Hände. HERR, zürne nicht allzu sehr, und nicht ewig erinnere dich an die Sünde! Siehe, schau doch her, dein Volk sind wir alle!« (Jes 64,7.8). Wir sind seine Schöpfung und alle zusammen sein Volk.

In äußerster Fokussierung mag man dieses Prinzip auch in der Person Abrahams erkennen, dem versprochen wurde, Gott werde aus ihm ein großes Volk machen und alle Geschlechter/Völker der Erde segnen:

»Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde! Und ich will dich zu einer großen Nation machen, und will dich segnen, und ich will deinen Namen groß machen, und du sollst ein Segen sein! Und ich will segnen, die dich segnen, und wer dir flucht, den werde ich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde!« (1Mo 12,1–3).

Gott erwählt zwar immer den Einzelnen, aber er macht aus ihm etwas Neues, Größeres (im Falle Abrahams) und fügt ihn in eine größere Gemeinschaft ein: sein Volk, seine Gemeinde.

3. Jesus brachte seinen Jüngern das »Vaterunser«

als Gebet bei, als sie ihn baten, sie beten zu lehren, nicht das »Vatermein«.

Bereits 2018 wies der amerikanische Theologe, Seminarleiter und Publizist Albert Mohler Jr. in einem Buch über das Vaterunser (*The Prayer That Turned the World Upside Down – The Lord's Prayer as a Manifesto for Revolution*) darauf hin, dass Jesus auf die Bitte der Jünger hin, sie beten zu lehren, seine Belehrung mit den folgenden zwei Worten beginnt: »Unser Vater«. Er beginnt nicht mit den Worten »Mein Vater«, obwohl ja für jeden Jünger zweifelsohne und sogar in besonderem Maße eine höchstpersönliche Erwählung und Berufung durch den Herrn selbst stattgefunden hatte (vgl. z. B. Mk 3,13–19).

Jesus beginnt seine Gebetsunterweisung aber nicht nur in der 1. Person Plural, sondern diese Form bestimmt auch das gesamte Gebet: »*Unser tägliches Brot gib uns heute; und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unseren Schuldner vergeben haben; und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!*« (Mt 6,11–13). Tauschen wir einmal probeweise im ganzen Vaterunser das *uns*, *unser* durch *mir*, *meiner*, *mich* aus – das Gebet bekommt einen völlig anderen Charakter!

Ein warnendes Gegenbeispiel, nämlich wie wir nicht beten sollen, gibt uns der Herr im Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner in Lk 18,9–14. Was fällt beim selbstgerechten Gebet des Pharisäers, der auf seine frommen Werke stolz ist, im Hinblick auf seine Ausdrucksweise auf? »*Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen der Menschen: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche, ich verzehnte alles, was ich erwerbe.*« Natürlich geht es in diesem Vergleich vor allem um die unterschiedliche Herzenshaltung der beiden Beter (frommer Stolz versus demütige Zerknirschung), aber die Ichbezogenheit und Selbstgerechtigkeit des Pharisäers kommen eben auch in seiner Sprache überdeutlich zum Ausdruck.

4. Wenn wir Gott als Gemeinde gemeinsam danken, ist nur das *wir* sprachlich angemessen. Besonders deutlich wird deshalb die Problematik bei der Verwendung des *ich* beim explizit gemeinschaftlichen Gebet wie z. B. im Rahmen des Dankgebets vor dem Brotbrechen. Wenn dabei der betende Bruder seinen ganz persönlichen Dank für Brot und Wein, Leib und Blut Jesu und dessen Erlösungswerk für ihn auf Golgatha

zum Ausdruck bringt, so tritt die Unangemessenheit dieser Formulierung offen zutage. Denn im Teilen von Brot und Wein wird ja gerade die *Gemeinschaft* aller Gläubigen mit Christus versinnbildlicht (*»Der Kelch des Segens, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes des Christus? Das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Christus?«*; 1Kor 10,16.17). In diesem Moment ist daher der persönliche Dank dafür, dass *ich* errettet wurde und *meine* Sünden ans Kreuz geheftet wurden, schlichtweg unpassend zum Wesen dieser symbolischen Handlung.

5. Bei der Verwendung des *ich* im öffentlichen Gebet vor der Gemeinde droht ein Wettkampf um die größte Sündhaftigkeit, Verworfenheit und Unwürdigkeit. Wer hat nicht schon Sätze gehört wie diese: »Ich danke dir, Herr, dass du auch für meine Sünden gestorben bist, für mich, der ich nichts von dir wissen wollte. Ich war vielleicht der Allerunwürdigste unter den Sündern, doch deine Gnade fand mich dennoch in meiner Sündenfinsternis und stellte mich in dein göttliches Licht.« Das klingt sehr fromm und es erinnert auch ein wenig an Paulus, der seine Zerknirschung aber sehr glaubhaft und überzeugend mit der Verfolgung der ersten Christen begründen konnte. Diese Formulierungen ähneln aber auf ungute Weise dem Gebet des oben erwähnten Pharisäers aus Lk 18, nur dass dort, wo dieser sich überschwänglich anpreist, hier eine ausgesprochene Selbstbeziehung stattfindet. Diese auffällig demütige Art der öffentlichen Selbsterniedrigung findet man im normalen Alltagsleben der so betenden Geschwister typischerweise dann aber nicht mehr wieder. Es stellt sich daher durchaus die Frage: Gibt es vielleicht auch so etwas wie eine öffentlichkeitswirksame, selbstverliebte Selbstanklage, ein Kokettieren mit der eigenen Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit, eine Art »Sündenstolz«?

Das problematische Element einer häufigen Verwendung des *ich* im Rahmen des Gebets in der Gemeinde besteht, kurz zusammengefasst, in diesen Punkten:

1. Der Fokus wird auf den Einzelnen anstatt auf die Gemeinde gelegt.
2. Das »Wir« der Gemeinde als »Leib Christi« wird undeutlicher.
3. Das Vaterunser als Lehrgebet des Herrn Jesus kennt nur *uns*, *unser*.



4. Insbesondere im Abendmahl wird die Gemeinschaft der Heiligen, nicht Individualität betont.
5. Es droht ein unbewusster Wettkampf um die größte Selbstbeziehung.
6. Der Unterschied zwischen privatem und (gemeinde)öffentlichem Gebet wird übersehen.

Kann das *wir* als die unbedenkliche, sichere Formierungsweise gelten?

Es schließt sich aber die bereits eingangs erwähnte Frage nach den Stolpersteinen im Zusammenhang mit dem Gebrauch des *wir* an. Wenn die bevorzugte oder exklusive Verwendung des *ich* einige Gefahren mit sich bringt, ist dann nicht die Benutzung des *wir* automatisch sicher? Die knappe Antwort darauf lautet: Nein!

Insbesondere der letztgenannte Punkt beim häufigen Gebrauch des *ich* – die Selbstanklage und übermäßige Selbstbeziehung – kann bei der Verwendung des *wir* zu Befremden führen. Damit ist nicht die grundsätzliche Diagnose Gottes über die Sündhaftigkeit aller Menschen gemeint (vgl. Röm 3,11.12.23); diese ist unstrittig. Aber Art und Ausmaß unserer Empfänglichkeit für die zahlreichen »Sündenoptionen« fallen doch sehr unterschiedlich aus. Nicht jeder Gläubige ist für jede Sünde gleichermaßen »auf-



nahmehbereit«, »ansprechbar«. Was dem einen eine stete Anfechtung bedeutet, ist einem anderen relativ ungefährlich. Der Teufel spricht in jedem Menschen die persönlichen Schwachstellen an, jene speziellen, individuellen Begierden, die bereits in unseren Herzen lauern (vgl. Jak 1,13–15).

Wer also in seinem Gebet vor der Gemeinde pauschal *unsere* unreinen Gedanken, *unsere* Gier, *unsere* Zanksucht, *unsere* Maßlosigkeit, *unsere* Lieblosigkeit oder andere Dinge wortreich beklagt, sollte zumindest zwei Dinge bedenken:

1. Seine Aussagen werden vor allem mit seinen persönlichen Anfechtungen identifiziert werden.
2. Viele Geschwister werden diesem Gebet (zumindest innerlich) widersprechen, weil es auf sie in dieser Form nicht zutrifft.

Ein gewisses Maßhalten und vorsichtige Formulierungen (wie z. B. »mehr oder weniger«, »in unterschiedlichem Ausmaß«, »auf verschiedene Weise«, »nicht alle gleichermaßen«) sind hier sicherlich hilfreich.

Eine weitere Gefahr könnte man darin sehen, dass der Beter zwar vom *wir* spricht, aber letzten Endes doch immer nur von sich selbst ausgeht und auf diese Weise das *wir* zur reinen Form erstarrt, zur frommen Floskel wird.

Die Verwendung des *wir* beim Gebet in der Gemeinde kann uns aber vielmehr dazu ermuntern, uns in die Geschwister hineinzusetzen, sie so gut zu kennen, dass wir um ihre Probleme und Nöte, aber auch ihre Stärken und Freuden wissen, damit das *wir* ein ehrlicher Ausdruck unseres gemeinsamen Gebets wird. Sind wir nicht zum Mitleiden und Mitfreuen aufgefordert (Röm 12,15)?

Diese Art des »anteilnehmenden Gebets« erfordert von uns zwangsläufig eine besondere Vorbereitung (und evtl. auch Nachbereitung!), damit es nicht bei bloßen Worten bleibt. Ein solches Gebet wird dadurch auch zum Prüfstein für den Beter, inwieweit er es ernst meint mit seinen Gebetsworten im Namen aller Geschwister – eine durchaus herausfordernde Sache!

Zusammenfassung

Es bleibt festzuhalten, dass wir beim öffentlichen Gebet in der Gemeinde mit der Verwendung der Wörter *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* umsichtig und sparsam umgehen sollten, da hier bei unkritischem Gebrauch einige Gefahren lauern. Jeder, der es dennoch tut, sollte sich zumindest dieser Fallstricke bewusst sein. Es sollte auch betont werden, dass es uns nicht um eine Art von »Sprachpolizei« gehen sollte, die akribisch die *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* zählt und dann Strafmandate verteilt. Aber der Umstand, dass der Herr Jesus selbst im Vaterunser jegliches *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* vermeidet, sollte von uns durchaus als ein wichtiger Warnhinweis verstanden werden.

Andererseits ist auch der unkritische Gebrauch der Wörter *wir*, *uns*, *unser* nicht gänzlich ohne Tücken und sollte daher nicht reflexhaft erfolgen. Er kann uns vielmehr besonders zur geschwisterlichen Anteilnahme ermuntern.

Unsere Worte, unsere Wortwahl sind Gott nicht gleichgültig oder unbedeutend: »Wenn jemand nicht im Wort strauchelt, der ist ein vollkommener Mann, fähig, auch den ganzen Leib zu zügeln« (Jak 3,2).

Und warum sollten wir nicht auch in der Frage, wie wir beten sollen, Gott um Weisheit bei der Wahl der richtigen Worte bitten dürfen? »Wenn aber jemand von euch Weisheit mangelt, so bitte er Gott, der allen willig gibt und keine Vorwürfe macht, und sie wird ihm gegeben werden« (Jak 1,5).

Andreas Blings

A close-up photograph of a man's torso. He is wearing a dark blue button-down shirt under a grey suit jacket. His left hand is holding a brown leather wallet, which has a 20 Euro banknote sticking out of it. His right hand is holding the lapel of his suit jacket. He is also wearing a black wristwatch on his left wrist. The background is blurred, suggesting an outdoor setting.

**Was darf das
Evangelium
kosten?**

Es wird in keinem Laden angeboten, ist auch nicht bei Amazon oder eBay erhältlich. Selbst ein Millionär könnte das Evangelium mit seinem Vermögen nicht käuflich erwerben. Der Wert oder der Preis der guten Botschaft Gottes lässt sich also nicht in Euro oder in einer anderen Währung ausdrücken. Die Kosten dafür machen sich weniger auf dem Bankkonto als in anderen Bereichen des Lebens bemerkbar – und um diese Bereiche geht es hier. Gewiss, für die Verbreitung des Wortes Gottes müssen auch materielle Mittel eingesetzt werden, aber unser Augenmerk hier richtet sich in erster Linie auf die ideellen und geistlichen Energien, die ich aufbringen muss; und da sieht es zumindest bei mir nicht so rosig aus.

Prägende Erlebnisse

Dazu ein kurzes Erlebnis: Im Herbst 1965 lag ich mit schmutzigem Overall unter einem Bundeswehr-LKW, um ihn nach einer Geländefahrt zu reinigen. Plötzlich schreckte mich ein lauter Ruf auf: »Vreemann, komm mal sofort her, ist dringend!« Mühsam robbte ich ins Freie, sprang auf und lief zu den Kameraden, die mir etwas Wichtiges sagen wollten. »Was ist los?« Die lachende Antwort, zur Belustigung aller Umstehenden, verletzte mich tief: »Hast du nicht gehört? Jesus ruft dich!«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte (Schlagfertigkeit war noch nie meine Stärke), und mit hängenden Schultern, den Blick auf den Boden gerichtet, schlich ich mich bedrückt davon. Meine Motivation, etwas von Jesus zu erzählen, hatte einen ordentlichen

Dämpfer bekommen. Das Evangelium war für mich sehr, sehr teuer geworden. Mein ganzes Leben lang war ich eher ein Feigling und habe lieber geschwiegen, als den Mund aufzumachen (auch für diesen Artikel wäre als Autor eigentlich ein mutiger Bekenner besser geeignet gewesen ...).

Die echten ideellen Kosten

Was kostet es also, die gute Botschaft Gottes weiterzusagen? Aus meiner Erfahrung zunächst einmal eine sehr große Portion Selbstüberwindung, die man auch Mut nennen kann. Daneben muss ich noch andere wertvolle Ressourcen einsetzen: geistige und geistliche Energien, meine Freizeit, vielleicht meine Gesundheit (z. B. bei Auslandseinsätzen) und auch besonders mein Ansehen. Ich möchte ja gerne bei meinen Nachbarn, Arbeitskollegen und Bekannten »dazugehören« und von ihnen akzeptiert und geachtet sein, und das steht fast immer und überall auf dem Spiel, wenn ich mich zu Jesus bekenne. Spott, Verachtung, Ausgrenzung und Mobbing sind eben keine Kleinigkeiten. Wenn es dann zusätzlich noch zu tätlichen Übergriffen kommt, wird die Sache sogar richtig gefährlich. Der Preis scheint mir dann doch zu hoch zu sein. Ich ziehe mich lieber mit eingezogenen Fühlern in mein Schneckenhaus zurück und überlasse den Kampf und die Kosten den Mutigeren. Ohnehin habe ich nicht die Geistesgabe des Evangelisten, habe also auch keine Verantwortung für die Mission. Ich schweige besser und bete im Stillen, das ist für mich die »billigste« und einfachste Lösung.

Der Auftrag

Und dann komme ich in meiner täglichen Andacht zu Mk 16 und lese dort, was Jesus auch zu mir sagt: »*Geht in die ganze Welt und verkündet allen Menschen die gute Botschaft!*« (V. 15 NLB). Das sagt er, kurz nachdem er den höchsten Preis für das Evangelium bezahlt hat, den man sich überhaupt denken kann: Es hat ihn sein Leben gekostet und dazu seine seelische Reinheit und Integrität, als er sich freiwillig zur Sünde machen ließ und dafür Gottes Strafe ertragen musste – eine für uns unvorstellbar hohe Summe! Muss ich da nicht auch meine Scham, meine Scheu und Menschenfurcht überwinden – am besten mit der Hilfe meines Herrn? Denn er weiß ja, wie es geht! Sicher, ich besitze keine göttliche Kraft wie Jesus Christus, aber er hat das alles auch als ganz normaler Mensch empfunden.

Ich erinnere mich: Kurz vor dem Prozess und der Hinrichtung war Jesus mit seinen Jüngern im Garten Gethsemane. Dort hat er gebetet, nein: Er hat so sehr gekämpft, dass sein Schweiß wie Blut auf die Erde tropfte. Ich werde also auch beten und kämpfen, um meine gewaltigen inneren Hemmungen zu überwinden.

Noch etwas habe ich im Laufe der Jahre als mutmachend und befreiend erlebt: In der großen Gruppe, mit anderen gemeinsam ist es deutlich leichter, gegen den inneren und – wenn nötig – auch gegen den äußeren »Feind« anzutreten.

Wertvolle Erfahrungen

Wie wertvoll waren die Erfahrungen während der Jugendfreizeit

in der Schweiz, als wir zusammen beten konnten, um anschließend auf der Expo-Ausstellung in Lausanne evangelistische Flyer zu verteilen (damals noch »Traktate« genannt). Und wenn dann in den Gruppen durch Gespräche über die gute Botschaft Gottes ein jugendlicher zum Glauben an Jesus kam, erlebten wir einen regelrechten geistlichen Höhenflug. Gut, dass es auch solche Ereignisse gab. Mein Motivations-Barometer stieg damals um viele Striche.

Später kam noch ein anderer Aspekt hinzu, und der betraf mein Lebensziel und meine Lebensführung (in der Bibel auch »Wandel« genannt). Petrus schreibt in seinem Brief: »*Euer Leben soll jetzt ganz von dem geprägt sein, der heilig ist und euch berufen hat*« (1 Petr 1,15 NeÜ). Das hat mir von damals bis heute zu denken gegeben, und mehr und mehr wuchs in mir der Wunsch, dass mein Leben zur Ehre Gottes und – wie man sagt – zur Verherrlichung Jesu beitragen sollte, bis es schließlich zu einer Art Lebensmotto wurde. Der große Barock-Komponist Johann Sebastian Bach war mir da ein Vorbild, weil er jedes seiner Werke mit den drei Buchstaben »S. D. G.« unterzeichnete: Soli Deo Gloria (Allein Gott die Ehre!).

Leider wurde ich dadurch kein perfekter Christ, es gab immer wieder Rückschläge. Ich lernte, von der Vergebung und der Gnade Gottes zu leben. Aber eines wurde mir immer deutlicher: Je mehr ich mit Gottes Hilfe versuchte, Jesus ähnlicher zu werden, umso häufiger kam im Alltag auch das Gespräch auf den Glauben, und ich konnte von meinen Erfahrungen mit meinem Herrn berichten. Das führte

dazu, dass ich künftig den Jugendlichen, die sich regelmäßig in unserem Haus trafen, immer wieder sagte: »Lebt so, damit ihr gefragt werdet, um dann antworten zu können!« Aus eigener Erfahrung wusste ich ja, wie schwer es war, in jungen Jahren »locker« über das Evangelium zu reden. Wenn man gefragt wird, ist das sehr viel einfacher!

Kulturelle Unterschiede

Als die eigenen Kinder verheiratet waren, konnten wir einige Auslandsreisen machen und dabei beobachten, dass in anderen Ländern wie z. B. in Neuseeland und in den USA die Menschen schneller und leichter über ihr Christsein und das Evangelium reden konnten als in Deutschland. Auch bei Afrikanern haben wir beobachtet, dass ihnen Glaubensinhalte viel flüssiger über die Lippen kommen als uns Deutschen. Hier bei uns scheint der Glaube eine sehr persönliche, intime Angelegenheit zu sein, über die man in der Öffentlichkeit nicht spricht. Dort in Übersee wurde man von völlig fremden Menschen auf dem Schiff angesprochen und nach Herkunft und Glauben gefragt. Einen besseren Einstieg in das Evangelium gibt es kaum.

Das »Schweigen der Christen« scheint also auch einem kulturellen Einfluss zu unterliegen, den wir hier in unserem Land zusätzlich überwinden müssen. Wie viel schwerer werden es verfolgte Christen haben, die auch noch um ihr Leben fürchten müssen! Ihnen gegenüber haben wir doch noch ein sehr leichtes Los gezogen, was unser Glaubensleben betrifft.



In diesem Zusammenhang kommt mir immer wieder ein Hinweis von Paulus in den Sinn: »*Seid weise im Umgang mit Menschen von draußen, und nutzt die Gelegenheiten, die Gott euch gibt!*« (Kol 4,5 NeÜ). Wie viele von Gott geschenkte Freiheiten und Gelegenheiten haben wir in unserem Staat. Wir sollten sie wahrlich ausnutzen!

Vorbilder und Belohnungen

Ja, zum Ausnutzen von Gelegenheiten gibt es zahlreiche Vorbilder, angefangen bei den Propheten des Alten Testaments. Der eine oder andere brauchte mehrere Rip-



penstöße, um Gottes Botschaft in die Welt zu tragen (wie zum Beispiel Jona oder auch Elia, dem sein Dienst eine schwere Depression einbrachte). Und manche nahmen gewaltige Nachteile in Kauf wie Jeremia, der Heimat, Beruf, Freunde und Freiheit verlor – oder wie Hosea, der auf Geheiß Gottes eine Prostituierte heiraten musste (wer von uns wäre dazu bereit gewesen?). Alle aber erfüllten ihren Auftrag, so gut sie konnten, und hinterließen Spuren des Segens in teilweise sehr schwierigen Zeiten. Sie waren bereit, für ihre Arbeit keinen besonderen Lohn zu bekom-

men, sondern im Gegenteil noch recht hohe Kosten auf sich zu nehmen. Darin sind sie mir wahre Vorbilder.

Im Neuen Testament geht es weiter: Stephanus ließ sich für das Evangelium als erster Märtyrer ohne Gegenwehr steinigen; Paulus schrieb in seinem letzten Brief kurz vor seinem gewaltsamen Tod als Vermächtnis: *»Für mich ist die Zeit des Abschieds gekommen. Denn mein Leben wird bereits wie ein Trankopfer ausgegossen. Ich habe den guten Kampf gekämpft, das Ziel erreicht und den Glauben unversehrt bewahrt«* (2Tim 4,6.7 NeÜ). Das war der Preis, den er für das Evangelium zu zahlen bereit war.

Hunderte von Büchern sind über treue Christinnen und Christen geschrieben worden, die trotz großer Hindernisse, Gefahren und Anfeindungen die gute Botschaft weltweit verkündigt haben. Viele haben ihr Leben eingesetzt und verloren, viele sind Krankheiten und tätlichen Angriffen zum Opfer gefallen. Auch heute noch könnte ein sehr langes Kapitel (wie Hebr 11) über Glaubenshelden der vergangenen Jahrhunderte geschrieben werden. Mit großer Begeisterung habe ich die Biografie von Hudson Taylor gelesen, dem Begründer der China-Inland-Mission, von Adoniram Judson, der in Myanmar (früher Birma) gewirkt hat, und aus der Neuzeit von der kleinen, 1970 verstorbenen China-Missionarin Gladys Aylward, von der berichtet wird, dass sie mit 2½ Pennies, ihrem gesamten Bargeld, ihre Mission begann, später tausenden Menschen das Wort Gottes brachte und zahlreiche Leben rettete.

Meine eigene Tante habe ich sehr bewundert und viele Briefe mit ihr ausgetauscht. Sie war eine zierliche, schwache Krankenschwester und hat trotzdem bis kurz vor ihrem Tod als Missionarin im Urwald Südamerikas gearbeitet. Diese treuen Zeugen haben kein leichtes, bequemes Leben gehabt; sie mussten unendlich viel auf sich nehmen und ertragen. Äußerlich reich geworden ist niemand von ihnen, aber ihren inneren und ewigen Reichtum kann man nicht in Zahlen ausdrücken.

Auch die Kleinen

Aber es sind im Reich Gottes nicht nur die Großen und Bekannten, die ihren *»Siegeskranz der Gerechtigkeit«* (2Tim 4,8) erwarten dürfen, sondern auch wir *»kleinen Lichter«* am Horizont des Evangeliums werden mit inneren Werten belohnt. Wie froh und erleichtert war ich, als ich zum ersten Mal während meiner Schulzeit am Friedhofseingang Traktate zum Totensonntag verteilt hatte! Richtig beschwingt ging ich wieder nach Hause. Ich glaube, dass ich sogar etwas stolz war (darf man das eigentlich sein?). Und später, bei manchen gemeinschaftlichen Einladungsaktionen oder in einem kleinen Team zur Zeltevangelisation in Holland oder mit dem Jugendchor in der Fußgängerzone, in Krankenhäusern und Altersheimen – wie groß war da jedes Mal die innere Freude, die Dankbarkeit und Zufriedenheit, dass wir die Menschenfurcht überwunden und den Einsatz sogar mit ansteckender Begeisterung geschafft hatten. Es hat sich gelohnt: *Soli Deo Gloria!* Allein Gott sei die Ehre!

Wolfgang Vreemann

Kritisches zu rechts und links



Einleitung

Filmtitel wie »Radikale Christen in Deutschland. Kreuzzug von rechts« (ARD) werden in letzter Zeit häufiger produziert. Und auch Zeitschriftentitel wie der vom *Anzeiger für die Seelsorge*: »Kirche und Rechtspopulismus«. Oder ein Text beim Deutschlandfunk: »Rechte Christen. Wahn! Wahn! Überall Wahn! Genderforschung gilt als Irrsinn, Homosexualität wird bekämpft, mehr als zwei Geschlechter gibt es nicht: Solche Thesen werden im Namen des Christentums vertreten ... »Es gibt Themen, die für konservative Christen mit Rechtsdrill wichtig sind, bei denen man aber auch jeweils erkennen kann, wo die Grenzlinie verläuft. Das ist zum einen das Thema Abtreibung. Der Umgang mit dem Thema Gender und der Umgang mit dem Islam«, sagt die Publizistin und Juristin Liane Bednarz.«

Vielen dieser Journalisten muss man zugutehalten, dass sie von der Bibel oder dem Christentum wenig Ahnung haben. Das wird oft schon allein an der Art der Darstellung einfacher Sachverhalte deutlich. So ordnen sie beispielsweise jahrhundertalte biblische Grundsätze einem angeblich rechten Milieu zu, ohne offenbar deren Tradition zu kennen und ihre Bedeutung in der Geschichte zu reflektieren. Der Tenor ist fast immer gleich: Rechts wird als Bedrohung oder Abqualifizierung und nicht als Beschreibung verstanden. So sucht man in öffentlich-rechtlichen oder kirchlichen Medien eher vergeblich nach Sendungen oder Texten wie »Kreuzzug von links« oder »Kirche und Linkspopulismus«. Einer der Gründe liegt darin, dass der linke »Marsch durch die Institutionen« erfolgreich war und diese dadurch eher links ausgerichtet sind – was in Bezug auf die großen Kirchen vielleicht verwundern mag, ist doch die linke Tradition eher eine nichtchristliche, um nicht zu sagen gottlose, widerbiblische. Der Philosoph Søren Kierkegaard meinte, dass die Linke ihr Programm nur wegen der darin enthaltenen Religiosität durchführen könne; diese sei eine »dämonische Religiosität«, ein Zerrbild des Christentums, dessen Lehre diabolisch verdreht werde.

Was sich in Bezug auf Christen ereignet, findet in Deutschland auch im größeren politischen Zusammenhang statt. Christliche Positionen werden oft als konservative, gestrige, rückständige Auffassungen identifiziert, die sich zum Teil mit wertkonservativen, also »rechten« Einstellungen überlagerten. Verfolgt man die öffentliche Debatte, so hat man weiter den Eindruck, dass es grundsätzlich verwerflich sei, politisch »rechte« Ideale zu vertreten. So ist in der Broschüre *Stark gegen Rechts: Jugendverbände gegen rechte Einflussnahme* von der linken Organisation IDA¹ – die das Logo des Bundesfamilienministeriums trägt – zu lesen: »Rechts steht kurz für Rechtsextremismus, Rechtspopulismus oder die Extreme Rechte. Weitere verwendete Begriffe sind Rechtsradikalismus, Rechtsterrorismus, Rechtsruck oder Neue Rechte.« Unter diesen Umständen will kaum einer mehr öffentlich eingestehen, rechts zu sein.

Der Journalist Jan Fleischhauer schreibt über diese geradezu groteske Entwicklung in *Focus online* (24. Januar 2026): »Ich habe aufgehört zu zählen, was alles in Deutschland als Hinweis auf eine rechte Gesinnung



1 Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung.



gilt. Tracht. Zöpfe bei kleinen Mädchen. Seitenscheitel. Rüdes Verhalten. Zu höfliches Verhalten. Wandern.« Und Henryk M. Broder ergänzt auf dem Onlineportal der Zeitung *Die Welt* zum Thema »Was ist links« (23. Januar 2026): »›Links‹ bedeute, ›das Leben der Menschen zu verbessern, nicht zu verschlechtern‹ – sagte die Linken-Fraktionschefin Heidi Reichinnek unlängst ... Dennoch: Kann man/frau einfach so behaupten, ›links‹ bedeute, ›das Leben der Menschen zu verbessern, nicht zu verschlechtern‹? Gibt es da nicht historische Erfahrungen, die eher vom Gegenteil zeugen? Ich sage nur: Josef Stalin, Wladimir Lenin, Hugo Chávez, Fidel Castro, Mao, Pol Pot. Haben diese Ikonen der Linken das Leben der Menschen in ihrem Herrschaftsbereich zum Besseren gewandelt? Wie sah es in der DDR nach 40 Jahren real existierendem Sozialismus aus? Man nenne mir bitte eine linksrevolutionäre Regierung, die ein Land aus der Massenarmut in den Wohlstand für alle geführt hat, ein einziges Beispiel seit 1789 oder 1848 oder meinerseits 1950!«

Christen, die sich die Bibel zum Maßstab nehmen, müsste dies alles nicht unbedingt weiter berühren – wenn es sie nicht immer mehr existenziell betreffen würde. Es gibt zahlreiche Beispiele in Deutschland, dass Studenten ausgegrenzt werden, wenn sie sich öffentlich als Christen bekennen. Und es gibt genügend Beispiele dafür, dass Menschen der Hassrede bezichtigt werden, wenn sie sich gegen Abtreibung, gegen eine homosexuelle Ehe oder für biblische Grundsätze einsetzen. Der Pauschalvorwurf lautet dabei öfter, »rechts« zu sein oder ein Menschenfeind oder beides.

Mein Anliegen in diesem Text ist schwerpunktmäßig kein politisches, sondern eher eine gesellschaftliche Sensibilisierung. Es soll ein Versuch sein, mit Hilfe des Buches *Rechts und links. Zur Karriere einer folgenreichen Unterscheidung in Geschichte und Gegenwart* von Peter Hoeres, Professor für Neueste Geschichte an der Universität Würzburg,² etwas zur Transparenz der Begriffe und Hintergründe beizutragen. Auf dieser Grundlage dürfte meines Erachtens eine Orientierung leichter fallen. Dazu fasse ich weitgehend Hoeres' Ausführungen zusammen.³

Rechts und links historisch

Eine Haupteckdaten, die man aus diesem Buch gewinnt, ist, dass weite Teile des »Kampfes gegen rechts« auf politischer Propaganda links zu verortender Institutionen und Organisationen basieren. Wir reden hier also nicht von rechtsradikal oder rechtsextrem. Man kann historisch belegen, dass die polemische Verwendung der Begriffe *rechts* und *links* in der politischen Auseinandersetzung oft vorkam. Dass sie in einer Demokratie gesellschaftlich eine so große Dimension gewann, ist (in Deutschland) eher neu.

Hoeres macht in seinem Buch zunächst grundsätzlich deutlich: »In den Weltreligionen ebenso wie in fast allen Kulturen und Sprachen galt die rechte Seite als die gute Seite. Die Französische Revolution aber hat das Verhältnis zwischen rechts und links politisiert und moralisch umgewertet«. Dies führte – nicht geradlinig – bis zum heutigen »Kampf

2 Peter Hoeres: *Rechts und links. Zur Karriere einer folgenreichen Unterscheidung in Geschichte und Gegenwart*. Springer (zu Klampen) 2025. 212 Seiten. ISBN 978-3-98737-043-4.

3 Zum Hintergrund und zur Vertiefung sei auf folgende Texte verwiesen: »Kritisches zur 1968er-Bewegung«, *Zeit & Schrift* 6/2018, S. 30–35. »Kritisches zum Neomarxismus«, *Zeit & Schrift* 5/2021, S. 24–29. Rezension von Holger Schmitt, »Das Framing der Linken. Von ›Umverteilung‹, ›Diversität‹ und ›Nazis‹«, *Zeit & Schrift* 5/2023, S. 33–35.

gegen rechts«. Und: »Seitdem definiert diese Polarität unser politisches Koordinatensystem. Doch wo endet das eine und beginnt das andere? Nach welchen ideologischen Kriterien erfolgt die Zuschreibung? Waren Nationalsozialismus und Kommunismus rechts oder links?«

In der Einleitung erläutert der Autor, dass es Gelehrte gibt, die jenseits von links und rechts denken, arbeiten und Lösungsansätze finden möchten. Hoeres spricht sich jedoch für dieses Schema aus und hält es grundsätzlich für hilfreich. Aber er meint, die extrem zugespitzte normative Wertung der Begriffe gefährde mittlerweile das friedliche Zusammenleben der Staatsbürger.

Bei der Französischen Revolution erfuhren Demokratie, Republik und Revolution eine grundlegende Veränderung und Umdeutung, wobei auch neue Begriffe geprägt wurden, darunter die Sprachsymbole *rechts* und *links* – ohne dass aber die alte Bedeutung ganz verblasste. Die Rechts-links-Spaltung war die Verkörperung der neuen politischen Ordnung, in der es zunächst darum ging, für oder gegen die monarchische Macht zu sein. Die Vertreter des gesellschaftlichen »Unten« saßen bald oben links und schauten spöttisch auf die »Plaine« oder den »Sumpf« herab. So wurde das Feindbild *rechts* geboren. Rechts zu sitzen oder sich dort zu verorten, wurde lebensgefährlich. 1793 wurden 27 bürgerliche Girondisten hingerichtet. Bald saß niemand mehr rechts. Der dortigen Seite Zugerechnete kamen nicht mehr ins Parlament.

Die frühe sozialdemokratische Presse Deutschlands verortete unter »links« Sozialdemokraten, Demokraten und »Freigeistige«. Andere lehnten es ab, die Arbeiterbewegung einer Richtung zuzuordnen. Die Linie des 19. Jahrhunderts bildete dann das neue Rechts-links-Schema im 20. Jahrhundert. Schon in der Französischen Revolution war der Gegensatz von *national* und *universal* angelegt. In Deutschland wanderte die ursprünglich linke und liberale Nationsidee nach rechts. Um 1900 war die politische Einteilung *liberal*, *konservativ* und *progressiv* dominant. Über die Rezeption der bolschewistischen Revolution in Russland wurden die Begriffe *links* und *rechts* in die USA eingeführt. Seit den 1950er Jahren galten die Republikaner als konservativ oder rechts und die Demokraten als liberal oder links. Mehr als die Hälfte der japanischen Wähler versteht heute das Rechts-links-Schema besser als das Schema *konservativ* versus *progressiv*. Auch in Australien, Neuseeland, Taiwan und besonders auf den Philippinen ist das Schema bekannt und wird parteipolitisch abgebildet.

Es ist interessant, dass die Rechts-links-Orientierung in unterschiedlichen Kontexten und Kulturen so erfolgreich war, und sicher gibt es dafür etliche Gründe. Wesentlich für unser Thema ist, dass die Rechts-links-Unterscheidung oft nicht mehr harmonisch gedacht, sondern für eine polare und polemische Ordnung der politischen Gesellschaft missbraucht wird. Hoeres schreibt dazu in Bezug auf die Französische Revolution: »Der dritte Stand etablierte sich als politisches Corpus in Opposition zur hergebrachten monarchisch-ständischen Ordnung. Damit setzte er sich gleichsam ins Un-Recht, im Gegensatz zur Ordnung und





4 Goebbels veröffentlichte in seiner Zeitung *Der Angriff* einen Text unter der Überschrift »Warum wir Sozialisten sind«, und seine Schrift von 1927 *Der Nazi-Sozi* war eine Art nationalsozialistischer Katechismus mit marxistischem Vokabular; hier werden linke und rechte Seite gleichermaßen als Feinde bestimmt. Immer wieder verhöhnte er besonders die Rechten und das Bürgertum als Feinde. Der NS-Reichstagsabgeordnete Ernst Graf zu Reventlow äußerte: »Wir sind keine Faschisten, wir sind Sozialisten«, und in einem Zeitungsartikel schrieb er: »Wir Nationalsozialisten sind auch nicht ›rechts‹«. Bei der Hitlerjugend und einzelnen NSDAP-Funktionären sind noch weitere Selbsteinordnungen als Linke und Parolen wie »Der Feind steht rechts« nachzuweisen. Vielfach wurde die Hitlerbewegung als Variante des Bolschewismus oder eben als Sozialismus gesehen. Die Wahrnehmung des Völkischen als links war im Frühjahr 1924 nicht selten. Kommunisten und Sozialisten versuchten Hitler dagegen als Phänomen der etablierten bürgerlich-kapitalistischen Gegner einzuordnen. Die KPD stempelte ab 1929 alle Parteien rechts von ihr als faschistisch ab, einschließlich der SPD, die als »sozialfaschistisch« galt.

zum König. Die linke Seite war die Seite des Aufruhrs, des Widerstandes. Die Jakobiner als radikalste Vertreter dieser Bewegung verstanden das als Aufstand nicht nur gegen die politische, sondern auch die religiöse Ordnung: gegen den Gott der christlichen Religion, der durch eine Vernunft- und Tugendreligion ersetzt werden sollte. Das Schema musste also umgewertet werden. Erik von Kuehnelt-Leddihn erkennt in diesem Unterfangen, das sich an die »Verdammten der Erde«, so die Internationale, wendet, »den luziferischen Stolz in der Identifizierung mit dem Verdammten. Der Links-Gedanke setzt ein absolutes Nein der göttlichen Schöpfung im Allgemeinen und der christlichen Ordnung im Besonderen entgegen«.

Rechts und links im Nationalsozialismus

Wie wenig klar das Rechts-links-Schema manchmal ist, zeigt das Beispiel Nationalsozialismus. Die typische Kausalkette *rechts – rechtsradikal – Nazi* ist bestenfalls ein Klischee. Oder wie Hoeres es ausdrückt: »Die Idee, auf einer Achse den Weg von der Mitte über die Konservativen und Rechten zu Hitler und den Nationalsozialisten führen zu lassen, ist unterkomplex und anachronistisch.« Hier nur wenige Argumente dazu:

Hitler bekämpfte die Linken, die Rechten und die Liberalen, die Kirche und den Kapitalismus. Habituell und ideologisch verhasst waren ihm die traditionell konservativ-bürgerliche Elite und die Monarchie. Er glorifizierte den Arbeitertypus, die soziale Aufwärtsmobilisierung und die Sozialpolitik. All das zeigt, wo der Nationalsozialismus nicht klar auf der Rechten einzuordnen ist. Eine Rolle spielt auch das Selbstverständnis der NSDAP als Partei der Arbeiterklasse (was bereits im Namen anklingt), als Partei des Sozialismus, was immer wieder beschworen wurde, und als Partei der Egalität im Rahmen der Volksgemeinschaft.⁴ Gegen eine Verortung auf der Linken sprechen der Antimarxismus und Antibolschewismus, das Fortbestehen von Privateigentum und marktwirtschaftlichem Konkurrenzprinzip, das taktische Bündnis mit den Konservativen und der Industrie und die Vorstellung von der normativen Ungleichheit der Menschen. Hitler bediente sich also zeitgenössischer Erwartungen von rechts und links. Das machte ihn so erfolgreich. Nur nebenbei: Der konservative Historiker Karlheinz Weißmann (s. u.) verortet den Nationalsozialismus eher rechts.

Rechts und links im Kommunismus

Im Kommunismus haben wir es mit einem Rechts-links-ultralinks-Kosmos zu tun. Die Richtungsbezeichnungen waren inhaltlich nicht fixiert, sondern Kampfbegriffe, um Abweichler und Oppositionelle zu markieren. Stalin instrumentalisierte diese Kategorien, um innerparteiliche Feinde zu identifizieren und Gegner auszuschalten. Die Identifizierung von Rechts- und Linksabweichlern war ein Herrschaftsinstrument und führte zur Verfolgung beliebiger Personen. Noch bei dem Putsch von 1991 bezeichneten sich Michail Gorbatschow, Boris Jelzin und die Putschisten jeweils selbst als links und ihre Feinde als rechts.

Rechts und links in der Bundesrepublik Deutschland

In der Bundesrepublik verwehrte der »Radikalerlass« von 1972 Kommunisten und Rechtsextremen den Zugang zum öffentlichen Dienst. Linke Gruppen, besonders die Rote-Armee-Fraktion, kamen immer wieder in Konflikt mit dem Staat. Einen »Kampf gegen links«, der gemeinsam vom Staat und von allen relevanten gesellschaftlichen Gruppen getragen worden wäre, gab es aber zu keinem Zeitpunkt.

Noch 1953 hatte die FDP in Nordrhein-Westfalen mit der Parole »Rechts ran« geworben, und es lassen sich weitere Beispiele nennen, wo Parteien mit Aufforderungen wie »Wähle rechts« warben. Die Selbst- und Fremdbezeichnung *rechts* war in der Nachkriegszeit also keineswegs obsolet oder verpönt. Auch in den Hochzeiten der NPD Ende der 1960er Jahre und der Republikaner Ende der 1980er Jahre wurde kein simpler »Kampf gegen rechts« ausgerufen. Selbst in den 1990er Jahren hatte sich *rechts* als allgemeiner Schmähbegriff noch nicht durchgesetzt.

Für die Ausgrenzung der rechten Seite war ein Konzert gegen die NPD 1979 in Frankfurt mit dem Titel »Rock gegen rechts« zentral. Einige verbanden damit fortan auch Kämpfe gegen den Unionskanzlerkandidaten Franz Josef Strauß, die Atompolitik und den Staat an sich, und Rassismus und *rechts* wurden umstandslos in eins gesetzt. Mit den ausländerfeindlichen Ausschreitungen der 1990er Jahre fand das Motto »Kampf gegen rechts« dann größere Verbreitung. Der rechte Gegner war dabei nicht scharf umrissen, eine genaue Abgrenzung fehlte. Während die CDU sich den »Gemeinsam gegen rechts«-Parolen damals zum Teil noch nicht anschloss, wurde der »Kampf gegen rechts« zur dominanten Parole, als am 2. Oktober 2000 ein Anschlag auf die Düsseldorfer Synagoge verübt wurde. In der Folge fanden Demonstrationen zum »Aufstand der Anständigen« statt, der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder rief zu einer »machtvollen Demonstration gegen rechte Gewalt« auf. Als die Tathintergründe ans Licht kamen – verantwortlich waren nicht, wie zunächst vermutet, Rechtsradikale, sondern zwei arabischstämmige Männer –, wurde das von Schröder ausgegebene Motto nicht korrigiert oder differenziert, sondern paradoxerweise bekräftigt.

In der Folge wurde in den Medien *rechts*, *rechtsextrem*, *rechte Gewalt* zu einem Gemisch zusammengerührt, das aus Anlass einer Tat arabischstämmiger Männer mit Bezug zum Nahostkonflikt zubereitet worden war. Nach und nach wurde das Label *rechts* Publizisten, Vereinen und Medien aufgeklebt, fast immer mit dem Ziel, sie zu delegitimieren. So wurde es ein Synonym für das zu bekämpfende Böse, und als solches ist es mittlerweile omnipräsent. Inzwischen gibt es fast alles *gegen rechts*: Singen, Feiern, Omas, Christen, Bischöfe usw.

Rechts und links heute

Infolge der Französischen Revolution ist also die skizzierte Umwertung von *rechts* und *links* in unserer Zeit zur unhinterfragbaren Herr-





schaft gelangt. In der gegenwärtigen politischen Semantik wird, ähnlich wie damals, immer weiter versucht, die Rechte als legitime Position in Vergessenheit geraten zu lassen oder zu beseitigen. Dieser Prozess ist unter allen westlichen Ländern in Deutschland am weitesten fortgeschritten. Demgemäß würde die Demokratie von links außen bis zur Mitte reichen; die Mitte wäre damit schon die neue Rechte. Wie wir oben sahen, hat sich damit die gängige Vorstellung eingeschlichen, dass man sich, je weiter man sich auf der politischen Geraden nach rechts bewegt, desto weiter auf den Nationalsozialismus zubewegt. Dies ist aus verschiedenen Gründen falsch. Einer ist, dass sich der Nationalsozialismus Ideen aus allen politischen Richtungen zusammenklaubte.

Der »Kampf gegen rechts« ist also oft nicht der Kampf gegen den Nationalsozialismus oder Rechtsextremismus. Er kann bibeltreue Christen, Abtreibungsgegner, Konservative und sogar Linke mit abweichender Meinung treffen. In diesen Fällen zielt er oft auf soziale Vernichtung bis in die Privatsphäre hinein. So erhalten viele (zum Teil atheistische) Organisationen wie IDA oder die Amadeu-Antonio-Stiftung viel Geld vom Staat für den »Kampf gegen rechts«, und sie nutzen ihn, um auch gegen biblische Positionen mobil zu machen. Bei solchen Organisationen taucht *rechts* oft im Zusammenhang mit angeblichem Rassismus und Menschenfeindlichkeit auf. Dies führt auch dazu, dass linke (politische) Gewalt verschwiegen oder verharmlost und rechte aufgebauscht wird. Heute hat man es zum Teil mit Institutionen zu tun, die sich gewissermaßen als Teil der Antifa begreifen. Der »Kampf gegen rechts« führt teilweise zu Einschränkungen der Religions-, Meinungs-, Presse-, Wissenschafts- und Kunstfreiheit. Schließlich sehen wir, dass Bereiche dieser politischen Agitation eine neue Form des Totalitarismus darstellen.

Schluss

Das Buch von Peter Hoeres erläutert die Hintergründe ausführlich und enthält sehr viele Nachweise. Es zeichnet sich durch eine komprimierte, klare, gut gegliederte Darstellung aus. Eine historisch ausführlichere Schilderung mit detaillierten Begriffsgeschichten ist die von Karlheinz Weißmann: *Rechts oder links. Von der Notwendigkeit politischer Unterscheidung*.⁵

Die Konsequenz für Christen besteht wie immer darin, an den Grundsätzen der Bibel festzuhalten und diese in den jeweiligen Lebensumständen höflich, aber auch klar zu vertreten. Anfeindungen gab es in der Geschichte zahlreiche. Wichtig ist, ihnen geistlich zu begegnen. Schließlich kann man dies auch unter der Perspektive des geistlichen Kampfes betrachten (vgl. Eph 6,12ff.). Und bei allem Entstehen für biblische Grundsätze sollten wir uns bemühen, jenseits von Kategorien wie *rechts* und *links* positiv mit den Mitmenschen umzugehen.

Jochen Klein

⁵ Karlheinz Weißmann: *Rechts oder links. Von der Notwendigkeit politischer Unterscheidung*. Berlin (JF Edition) 2025. 280 Seiten. ISBN 978-3-929886-95-5.

John Lennox:

Freund Gottes

Wie Abraham uns in Zeiten des Zweifels ermutigt

Dillenburg (CV) 2025
Hardcover, 442 Seiten
ISBN 978-3-86353-972-6
€ 34,90

John Lennox war Professor für Mathematik und Wissenschaftsphilosophie am Green Templeton College der Universität Oxford. In Deutschland wurde er durch seine Bücher über Glaube und Wissenschaft sowie moderne Denkvoraussetzungen bekannt. Ebenso sind auf Deutsch umfangreiche Bücher über Daniel und Josef erschienen.

Wie in diesen Büchern stellt der Autor auch im vorliegenden über Abraham die Hauptperson in einen großen Zusammenhang. Die Einleitung macht zunächst die herausragende Bedeutung Abrahams für die Menschheitsgeschichte deutlich – Milliarden von Menschen führen ihre religiöse Abstammung auf ihn zurück. Der biblische Bericht über ihn und seine Nachkommen ist daher ein wesentlicher Teil der Welt- und Heilsgeschichte.

Lennox erläutert Struktur und innere Entwicklung des 1. Buches Mose und fasst in der Einleitung auch dessen Hauptabschnitte zusammen. Danach legt er 1. Mose 10 bis 25,11 systematisch in fünf Hauptkapiteln aus. In den beiden Anhängen wird ein Überblick

über die Geschichte Israels und über das Reden Gottes gegeben. Es folgen eine Bibliographie, ein Bibelstellenregister, ein Namen- und Sachregister und schließlich 227 Endnoten. Das Buch ist übersichtlich gegliedert und eignet sich auch gut zum Nachschlagen. Eine Komplettlektüre ist sehr zu empfehlen, erfordert aber bei den zum Teil sehr detaillierten Ausführungen auch zu Nebenthemen einige Energie.

Sprachlich ist der Text verständlich, und die Einbeziehung historischer, kultureller, archäologischer, philosophischer und historischer Aspekte macht das Buch zu einem abgerundeten Werk. Ein weiteres Verdienst ist es, dass viele Anwendungen und Bezüge zu heute hergestellt werden. So behandelt der Autor etliche zeitlos wichtige Themen der Menschheit beispielhaft und zieht hilfreiche und glaubensstärkende Schlussfolgerungen, wodurch wir auch viel für unseren Alltag als Christen lernen können.

R. T. Kendall hält dieses Buch für das bedeutendste, das bisher über das Leben Abrahams geschrieben wurde, und fügt hinzu: »Es ist ein apologetisches Meisterwerk und gleichzeitig eine Stärkung des persönlichen Glaubens des Lesers; denn es weckt den Wunsch, auch so ein Freund Gottes zu werden, wie Abraham es war.«

Es handelt sich alles in allem also um ein empfehlenswertes Buch.

Jochen Klein

www.denkendglauben.de



Denen, die Gott lieben ...

In einer Mannschaft von Grubenarbeitern befand sich ein gläubiger Mann, der in seinem freudigen Zeugnis bei Widrigkeiten oft das schöne Wort aus Röm 8,28 zitierte: *»Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen«*. Seine rauen Mitarbeiter, denen diese Worte bald bekannt waren, missbrauchten sie dann oft, um ihren gläubigen Kameraden zu verspotten.

Eines Morgens, als der Lift bereitstand, um die Arbeiter 500 Meter in die Tiefe zu befördern, und sie eben im Begriff waren einzusteigen, erschien plötzlich ein Hund und schnappte dem gläubigen Mann in Blitzesschnelle seinen Imbiss, den er sorgfältig eingepackt unter dem Arm trug. Natürlich wollte er sich seinen Proviant nicht so mir nichts, dir nichts rauben lassen, zumal der Arbeitstag derart tief unter Tage lang und mühsam ist. Deshalb sprang er in aller Eile dem diebischen Hund nach, während seine Kameraden ihm mit lautem Gelächter nachriefen: »Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum ...«

Nach kurzer Zeit fuhr der Lift mit den Arbeitern in die Tiefe, ohne weiter auf den gläubigen Mann zu warten, weil ja die Arbeitszeit eingehalten werden musste. Da riss plötzlich das Kabel, und die schwere Last stürzte in die Tiefe! Unnötig zu sagen, dass keiner der im Fahrstuhl befindlichen Männer mit dem Leben davonkam.

So hatte Gott auf ganz unerwartete Weise seinem treuen Zeugen durch einen unverschämten Hund das Leben gerettet. Die Menschen können Gott und sein Wort verspotten, aber das gläubige Kind Gottes weiß, dass das Auge seines Vaters über ihm wacht und es beschirmt.

»Kommt her und seht an die Werke Gottes, der so wunderbar ist in seinem Tun an den Menschenkindern« (Ps 66,5 LU). – *»Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir«* (Ps 139,5 LU).

Joël Prêtre

(aus: *Sein Wort – mein Leben*)